Jahrgang VII. 1892.

Österreichisch-Ungarische Revue.

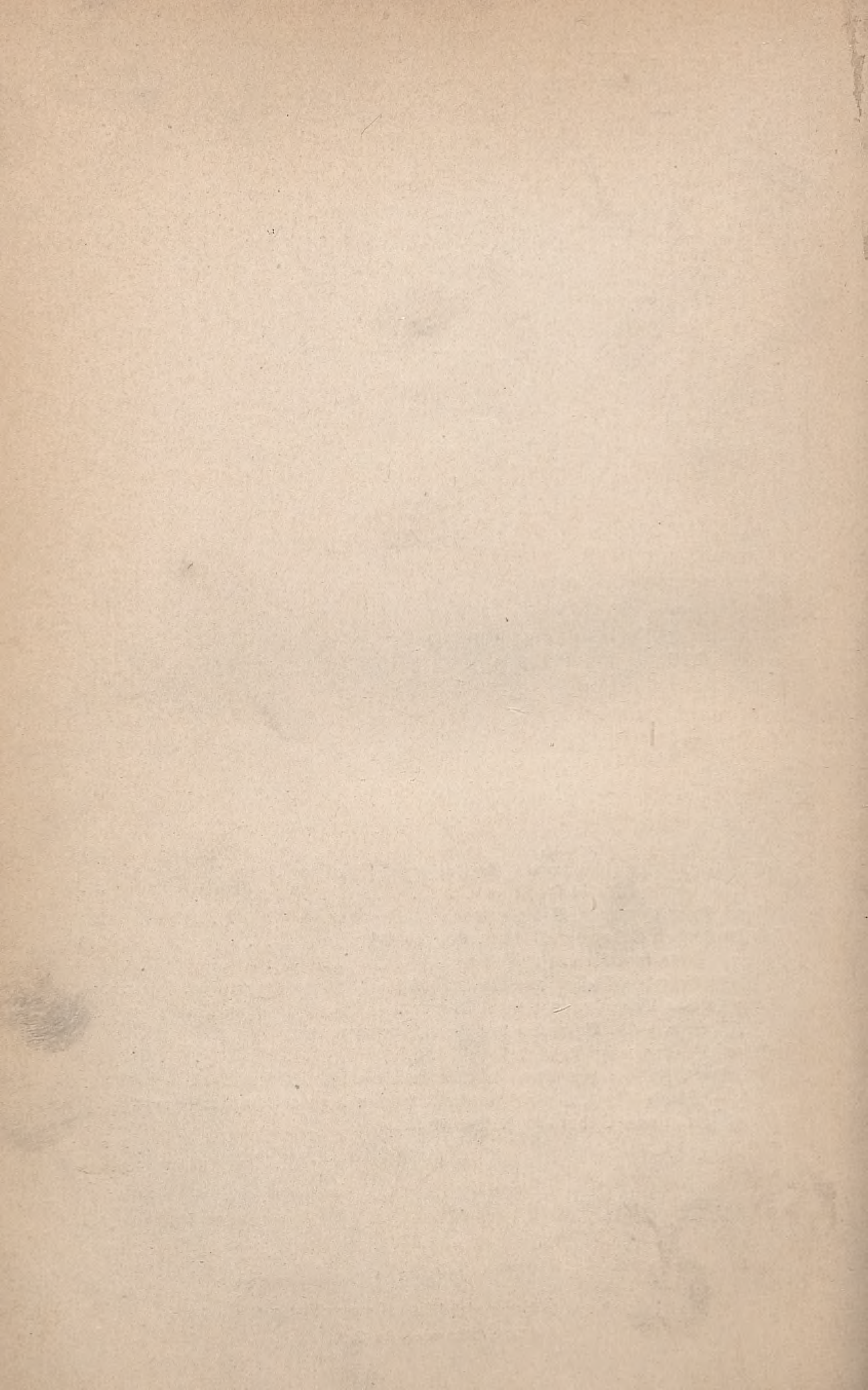
Herausgegeben und redigiert
von
A. Mayer-Wyde.

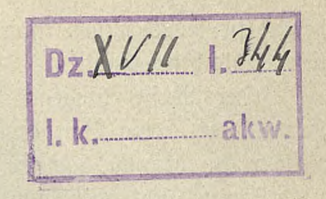
---

13. Band, 6. Heft.

Inhalt.

Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Wildenmanngasse 6.





Nationalität — Race (Slavismus — Panslavismus).

Vom Reichsrathsabgeordneten **Josef Popowski.**

(Fortsetzung.)

Krakau.

Im socialen sowie im alltäglichen Leben fehlt den Großrussen alles das, was die Poesie des ruthenischen Lebens bildet. Der Russe mag die Natur nicht. Nur selten sieht man im Garten eines russischen Bauern Blumen, während dieselben an den Wohnungen der Ruthenen fast immer vorhanden sind.

„Ich sah," sagt Kostomarow, „Hauseigenthümer die vor ihren Hütten wachsenden Bäume fällen, in der Überzeugung, dass Bäume die Schönheit der Landschaft beeinträchtigen." Der seinen Alltagsbeschäftigungen ergebene Russe ist für die Reize der Natur unzugänglich. Selbst in gebildeten Classen finden wir dieselbe Gleichgiltigkeit, häufig ungeschickt maskiert, weil es zum guten Ton gehört, für die Schönheiten der Natur zu schwärmen.

Ebenso im Gebiete des Übernatürlichen, in den Arten des Aberglaubens und der Vorurtheile unterscheiden sich beide Nationalitäten wesentlich voneinander. In jedem ruthenischen Dorfe existieren zahlreiche poetische Gespenstergeschichten, von der rührenden Erzählung, wo die verstorbene Mutter jede Nacht kommt, ihr Kind zu säugen und zu pflegen, bis zum blutsaugenden Vampyr, der sich um Mitternacht am Friedhofskreuze anhängt und mit herzerschütternder Stimme einen Menschenleib verlangt. An Erdhügel knüpfen sich uralte Traditionen einer längstverflossenen Welt. Die Hexen mit ihrem phantastischen Treiben und die mannigfache Geisterwelt bilden das Thema einer reichen Erzählungskunst. Das Volk schenkt denselben zumeist keinen Glauben,

behält sie jedoch wegen ihrer vornehmen Form dank dem in ihm lebenden Schönheitsgefühle.

Der Russe hingegen glaubt an den Teufel, an Geister, an Hexen, weil seine Vorfahren ihm diesen Glauben überliefert hatten, weil er ihn braucht, um Erscheinungen, die er sonst nicht verstünde, zu erklären, nicht aber, um sich aus dem alltäglichen, prosaischen Leben in das Gebiet des artistischen Schaffens zu erheben. Seine Teufel und seine Gespenster sind sehr grobdrähtig. Das künftige Leben und die Geisterwelt interessieren den Russen sehr wenig, und mit Ausnahme der aus der heiligen Schrift bekannten Gespenster kennt er keine Gespenstergeschichten. Aber zufolge seines Fanatismus hält der Russe fest an seinem Aberglauben und betrachtet Leute, die an den Teufel nicht glauben, als irreligiös und gottlos.

Ebenso grundverschieden sind die socialen Anschauungen dieser beiden Nationalitäten. In Russland kommt das Bestreben zum Vorschein, ein festes Ganzes zu bilden, das Individuum dem Gemeinwesen zu unterwerfen und die Unverletzlichkeit des durch das Schicksal sanctionierten allgemeinen Willens zu sichern. Dieses Bestreben drückt sich beim russischen Volke aus durch Untheilbarkeit der Familie, die Aufopferung des individuellen Willens zu Gunsten der Idee des Mir (Gemeindeversammlung), den gemeinsamen communalen Besitz und die alte collective Verantwortlichkeit der Städte und Dörfer, laut welcher der Fleißige für den Faulenzer arbeitete und der Unschuldige für den Verbrecher verantwortlich war. Diese Ideen sind so tief in der Seele des Großrussen eingewurzelt, dass man sie zur Zeit der Befreiung der Bauern sowohl vom reactionären Standpunkte der Moskauer Slavophilen als auch vom Standpunkte des französischen Socialismus vertheidigte. Hingegen ist dem Ruthenen nichts lästiger und widerwärtiger als eine derartige Organisation. Die Familie theilt sich, sobald ihre Mitglieder das Bedürfnis eines unabhängigen Lebens empfinden. Sogar die Vormundschaft der Eltern betrachtet der volljährige Ruthene als einen unausstehlichen Despotismus. Das Bestreben der Oheime oder älteren Brüder, ihre Neffen oder jüngeren Brüder zu bevormunden, führt zwischen beiden Theilen wilde Fehden herbei. Streitigkeiten unter Anverwandten sind sehr häufig in allen Classen der ruthenischen Bevölkerung, während der Russe gegen seine Verwandten freundlicher, gerechter und toleranter ist als gegen Fremde. Anverwandte Ruthenen müssen sich trennen und wenig gemeinsame Geschäfte haben, um im guten Einvernehmen zu leben. Gegenseitige unfreiwillige und unvermeidliche

Verpflichtungen sind dem Ruthenen lästig, während sie den Grossrussen beruhigen und ihn friedfertiger machen. Der Grundsatz: „Jedem das Seine!“ herrscht in ruthenischen Familien. Nicht allein Erwachsene, sondern auch Kinder haben eigene Kleider, während in Russland zwei Schwestern nicht wissen, welcher von ihnen der Pelz gehört, den sie tragen, und Kinder nie etwas besitzen.

„Den gemeinsamen Besitz und die Verantwortlichkeit des Individuums gegenüber dem Mir,“ sagt Kostomarow, „betrachtet der Ruthene als Sclaverei, als eine empörende Ungerechtigkeit. Nichts sein nennen zu dürfen, einem abstracten Begriffe, dem Mir, unterworfen und für andere verantwortlich zu sein, widerspricht den Anschauungen, zu denen er in seinem geschichtlichen Leben gelangte. Die Gromada der Ruthenen ist nach ihrem Begriffe etwas ganz anderes als der russische Mir. An der Gromada kann jeder in der Gemeinde ansäßige, freie Grundbesitzer theilnehmen. Seine Verpflichtungen der Gromoda gegenüber überschreiten nicht die Grenzen des unbedingt Nothwendigen, um die Sicherheit und die Vortheile seiner Mitglieder zu wahren. Der Mir hingegen, nach den Begriffen der Großrussen, ist der Ausdruck des allgemeinen Willens, welchem sich der einzelne fügen muss, dessen Hauptmerkmal der gemeinsame Besitz des communalen Bodens ist. Die Mitglieder des Mir sind keine freien Männer, weil sie den Boden, den sie bebauen, nicht ihr Eigen nennen können. Die Organisation des Mir ist eine für den in Russland herrschenden Geist der Bedrückung passende Form; der Mir hat seine Wurzeln im nationalen Leben; so kennzeichnet sich die Neigung, die Theile zu einem Ganzen zusammenzufügen, die, wie wir bereits nachgewiesen haben, einer der charakteristischen Züge des Großrussen ist.“

Der private Bodenbesitz wird laut der russischen Rechtsphilosophie folgendermaßen motiviert. Die Gesellschaft übergibt ihr Schicksal einer Person, welche ihre Macht verkörpert, welcher Gott die Regierung des Staates anvertraute, welcher demnach alle gehorchen müssen. Als Gottes Stellvertreter besitzt diese Person alles ohne Ausnahme. Dies ist der Ursprung der Idee, dass alles Gott und dem Czaren gehört. Vor dem Czaren ebenso wie vor Gott sind alle gleich. Und wie Gott die einen belohnt und erhebt, die anderen bestraft und erniedrigt, ebenso thut der Czar, der Gottes Willen auf Erden vollbringt. Das Sprichwort: „Das Urtheil des Czaren ist Gottes Wille!“ drückt diesen Gedanken vorzüglich aus. Diese Auffassung erklärt uns, warum das Volk ohne Klagen das, was sonst die menschliche Geduld überschreiten müsste,

z. B. die Greuelthaten Iwans des Grausamen ertrug. Der Czar kann ungerecht, grausam sein, nichtsdestoweniger ist er das Werkzeug des göttlichen Willens. Wer sich den Ungerechtigkeiten des Czaren widersetzt, widersetzt sich Gott. Dies ist strafbar und zwecklos, weil Gott uns mit größeren Unfällen heimsuchen wird. Der Czar, der eine unumschränkte Macht besitzt, ist der Eigenthümer seines ganzen Reiches ....

Als Schöpfer der gesellschaftlichen Zustände seines Reiches, der über alles verfügt, verschenkt er Güter zur Belohnung der ihm geleisteten Dienste. Nach der ursprünglichen Ansicht gehörte der Boden dem Mir, d. h. allen. Später, als der Czar die Rechte des Mir ausübte, betrachtete man ihn als Eigenthümer des ganzen Bodens, und er gab denjenigen, die er erheben und auszeichnen wollte, Grundstücke zur Benützung. Ich sage „Benützung", weil es in Russland keine Eigenthümer im wahren Sinne des Wortes gab. Was der Czar schenkte, das konnte er auch wegnehmen, und dies geschah zu allen Zeiten. Als die Verhältnisse zwischen den Leibeigenen und den Grundbesitzern geregelt wurden, personificierten diese den Mir ebenso, wie der Czar die Nation personificierte. Das Schicksal des Leibeigenen war von seinem Herrn abhängig. Der Wille seines Gebieters vertrat seinen eigenen Willen, ebenso wie der Wille des Mir, dort wo kein Herr war, dessen Willen vertrat. Der Grund und Boden gehörte dem Herrn, der denselben unter seine Leibeigenen nach willkürlichem Ermessen vertheilte, ebenso wie ihn der Mir in Krongütern jedem einzelnen zur Benützung gab.

In Ruthenien hingegen, welches eine von Großrussland abgesonderte Geschichte hatte, entwickelten sich die alten Ideen der Wietsche fort und begegneten sich mit den naheverwandten und nur unter dem Einflusse von West-Europa modificierten polnischen Ideen. Dort konnten weder die Idee der vollkommenen Unterwerfung des Individuums noch die des gemeinsamen Bodenbesitzes Wurzel fassen. Jeder Grundbesitzer war freier Eigenthümer seines Bodens, und unter dem Einflusse polnischer Ideen wurde sein Recht gesetzlich geschützt.

Nach und nach entstand eine höhere Classe, während die Menge des Volkes in Leibeigenschaft verfiel. Aber der Grundbesitzer personificierte nicht den Czaren. Er war nur Besitzer auf Grund des Gesetzes. Für den Bauern war sein Herr nicht der Stellvertreter eines Höheren, sondern selbst ein freier Mann. „Deshalb benützte der Bauer jede Gelegenheit, sich zu befreien, während sein Genosse in Großrussland dies nicht anstreben konnte, weil sein Herr selbst wieder dem Czaren ebenso wie er seinem Herrn unterworfen war."

Zum Schlusse seines Artikels sagt Kostomarow: „Ganz ein anderes ist das Verhältnis zwischen der polnischen und der ruthenischen Nationalität. Wenn die Ruthenen von den Polen sich durch ihre Sprache mehr als von den Großrussen unterscheiden (verständigen können sie sich doch leichter), so stehen sie ihnen doch viel näher durch ihre Eigenschaften, ihre Fehler und die Grundzüge ihres Charakters. Zwischen Ruthenen und Polen finden wir weder in den inneren noch in den äußeren Lebenserscheinungen so ausgesprochene Unterschiede wie zwischen den Ruthenen und Großrussen. Wenn wir die Absicht hätten, die Unterschiede zwischen den Polen und den Großrussen zu schildern, so würden wir uns oft gezwungen sehen, von den Polen dasselbe zu wiederholen, was wir von den Ruthenen gesagt haben."

Schaschkow.

Einen tiefen Einblick in das Familienleben Großrusslands gewährt uns die ursprünglich in der Monatsschrift „Dielo" und dann als Separatabdruck in den Jahren 1872 und 1879 erschienene „Geschichte der russischen Frau" von Schaschkow.

„Das Schicksal der russischen Frau," sagt er, „ist wenig beneidenswert. Im Laufe ihres historischen Daseins vergoss sie viele Thränen, erduldete in der Familie wie in der Gesellschaft Sclaverei und Erniedrigung, ohne durch diese Leiden etwas zu erkaufen, was sie in der Geschichte der Menschheit ausgezeichnet hätte. Nach dem Ausspruche eines russischen Dichters sind ‚die drei größten Unglücksfälle, die uns das Schicksal vorbehalten kann: einen Sclaven zu heiraten, die Mutter eines Sclaven zu sein, das ganze Leben einem Sclaven zu gehorchen. Nun, der armen russischen Frau blieb keiner dieser verhängnisvollen Schicksalsschläge erspart'.

Angesichts der politischen Sclaverei und einer völlig untergeordneten Stellung der Frau in der Familie verbreitete sich in Russland die Wahnidee von der Verworfenheit des weiblichen Wesens. Dieses Vorurtheil erhielt die Weihe der Religion und der Gesetzgebung und kam in unserem ganzen socialen Leben, in unseren Sitten und Gebräuchen zum Ausdrucke. Die Mehrzahl unserer Geschichtsschreiber bestätigt dies."

Dies war jedoch keinesfalls die Ansicht der slavischen Stämme überhaupt. Ihre Frauen zeichneten sich durch Freiheitsliebe und Unabhängigkeitssinn aus. Nach den Berichten byzantinischer Historiker kämpften die slavischen Frauen an der Seite ihrer Männer gegen die Griechen. Nach der Aussage von Cosmas aus Prag kämpften und

jagten die böhmischen Frauen, führten überhaupt dieselbe Lebensweise wie die Männer. Noch jetzt lebt in der Erinnerung der Völker das Andenken an die drei großen Herrscherinnen der Polen, der Böhmen und der Ruthenen: Wanda, Libussa und Olga. Zahlreiche Legenden erzählen von Frauen, die den Helden an Kraft und Muth nicht nachstehen. Aber nicht allein durch Kraft und Muth erlangte die Frau ihren Einfluss. Nach dem Zeugnisse von Tacitus verehrten die Slaven ebenso wie die Germanen in der Frau etwas Heiliges, schrieben ihr eine übernatürliche Macht und die Kenntnis der Geheimnisse der Natur zu. Sie besitzt nach ihrer Ansicht die Gabe der Weissagung und die Weisheit des Richters. Unter den Gottheiten nahm die Erde eine der ersten Stellen ein und wurde durch eine Frau dargestellt. Im urzeitlichen Leben stellte die Frau die Philantropie, die Wohlthätigkeit, den Frieden dar, und die Germanen behaupteten sogar, dass sie den Frieden spinne. Sie trug zur Milderung der Sitten, zur Begründung und Festigung des socialen und Familienlebens bei.

Bei den Slaven hatten die Mädchen eine Stimme bei der Wahl ihres Bräutigams. Der Gemahl vermachte seiner Frau einen Theil seines Vermögens, um ihre Zukunft zu sichern. Die Familie der Frau gab ihr eine Mitgift, sie durfte ein besonderes Vermögen haben und es selbst verwalten. Nach den böhmischen Gesetzen repräsentierte die Frau die Familie, und der Mann befand sich nur dann „bei sich", wenn er mit seiner Frau war. Vor dem Gerichte verantwortete er sich im Sprengel, den seine Frau bewohnte. Wenn sich neben einem Mörder seine Frau befand, die ihn küsste und mit ihren Kleidern bedeckte, so durfte er nicht behelligt werden. In Ruthenien empfiengen die Frauen der Fürsten Gesandte. Fürstinnen regierten Städte und commandierten Armeen; Witwen, die Kinder hatten, wurden als den Männern ebenbürtig betrachtet. Man zahlte eine höhere Geldstrafe für die Beleidigung einer Frau als für die eines Mannes, und nach alten polnischen und böhmischen Gesetzen wurde die Nothzucht ebenso wie der Mord mit dem Tode bestraft.

In jeder ursprünglichen Gesellschaft stößt jedoch der Beobachter auf eine Menge von Gegensätzen, weil der Gährungsprocess und der Kampf der verschiedenen Elemente, die mit der Zeit eine compacte Masse bilden, fortdauert. In der ursprünglichen Geschichte kämpfen die Grundsätze der Unabhängigkeit und der Gleichberechtigung der Frauen mit den patriarchalischen Grundsätzen ihrer Unterwerfung unter die Familie und den Gemahl.

Überall, wo sich das patriarchalische System entwickelte und die Autorität des Familienvaters, der die Einheit des Geschlechtes sicherte, im Wachsen war, verschlechterte sich die Lage der Frau. Dieselbe war geachtet und geschätzt bei den Slaven und den Germanen, während die asiatischen Nomaden sie als ein schwaches, unreines und niedriges Geschöpf betrachteten und verachteten. In dem Maße, als sich das russische Volk mit den Asiaten kreuzte, nahm es ihre Sitten, ihre Trachten, ihre Mythen, ihre Legenden und ihre Ansichten über die Frauen an. Nach und nach, unter der Einwirkung der patriarchalischen asiatischen Ansichten, verwandelte sich die geachtete, mit übernatürlicher Macht ausgestattete Frau der Slaven in den Augen der Großrussen in eine böswillige Teufelin, die mit den Geistern der Finsternis Verhältnisse pflegt. Die Hexe beraubt den Boden und die Frauen ihrer Fruchtbarkeit, hemmt den Regen und den Thau, ruft Stürme und Krankheiten herbei, verfolgt die Menschen, verwandelt sie in Thiere u. s. w. Als im Jahre 1024 im Gebiete von Suzdal und im Jahre 1072 im Fürstenthume von Razan ein furchtbarer Hunger herrschte, tödtete das Volk unter dem Einflusse derartiger Ansichten viele Frauen. Wir sehen daher, dass schon an der Wiege der Geschichte des russischen Volkes die Neigung zu einem socialen Zustande, der die Sclaverei der Frau unausbleiblich machte, vorhanden war.

„Nirgends in West-Europa," sagt Schaschkow, „fanden die Grundsätze der patriarchalischen Familie so günstige Entwicklungsbedingungen wie in Russland. Im Laufe von Jahrhunderten trieben sie so tiefe Wurzeln im Leben des Volkes, dass das Russland des 16. und 17. Jahrhunderts eine ebenso patriarchalische Gesellschaft bildete wie Japan, China und das patricische Rom. Auch gegenwärtig beherrschen diese Principien allmächtig das Leben unserer Bauern, unserer Bürger, unserer Kaufleute und unserer Geistlichkeit. West-Europa entwickelte sich unter dem Einflusse der römischen Civilisation, die sich zur Zeit der Cäsaren durch die Zersetzung der alten Familie und die Abschwächung der patriarchalischen Grundsätze kennzeichnete. Deshalb entwickelte sich in West-Europa die Individualität, und die patriarchalischen Grundsätze waren nicht imstande, sie zu unterjochen, umsoweniger, als sie überdies auf den Widerstand der katholischen Kirche stießen. Die Russen dagegen traten nicht mit den civilisierten Römern, sondern mit barbarischen, von patriarchalischen Grundsätzen durchdrungenen Asiaten in Berührung. Die Meria, die Tschudi, die Mouroma, die Polowcen, die Berendieï und andere asiatische Nomaden

kreuzten sich mit den Großrussen, mischten das slavische mit asiatischem Blute, übten ihren Einfluss auf unsere Sprache, unsere Sitten, unsere Gebräuche, unseren Charakter, unsere Ansichten und unsere Anschauungen aus und förderten die Ausbildung der patriarchalischen Zustände, nach welchen sie selbst seit Jahrhunderten in ihren schmutzigen Zelten lebten. Der mächtige Einfluss des halbasiatischen Byzanz wirkte im nämlichen Sinne auf die Gestaltung der russischen Gesellschaft. Die asiatischen Ideale der Ehe, der Familie, des socialen Lebens fanden die eifrigsten Vertheidiger unter unseren alten Moralisten, Schulmännern, Juristen und Theologen. Dank dieser jahrhundertelangen Propaganda entwickelten und befestigten sich die patriarchalischen Grundsätze, und die Weltauffassung, zu der das Volk von selbst gelangte, herrschte bereits das zweite Jahrtausend allmächtig und drückte sich in den mannigfachsten Formen, in den Sitten, Gebräuchen, Sprichwörtern und Volksliedern sowie im ‚Domostroï‘ (Hausrechte) von Silwester und in den Lustspielen von Ostrowski aus."

Die ungetheilte Familie, die nicht allein aus Vater, Mutter und Kindern, sondern auch aus allen nahen Verwandten mit Ausnahme der verheirateten Frauen bestand, bildete den Stamm, das Geschlecht, die Grundeinheit der russischen Gesellschaft. Auch jetzt sind in vielen Gegenden Großrusslands diese zahlreichen Familien, die alles gemeinsam besitzen und einen Dvor (Haus) bilden, zu finden. In Altrussland wurden die Steuern nach dem Dvor gezahlt. Der Dvor bildete eine Welt für sich, die durch den mit unbeschränkter Macht ausgestatteten Familienvater despotisch regiert wurde. Der „Domostroï" lehrte, dass der Vater der Herr, der Lehrer, der Apostel, der Vorsteher des Hausklosters sei, und dass die Mitglieder der Familie ihre Individualität vollkommen aufgeben müssen. „Ebenso wie in China strebte die russische Erziehung vor allem die Entwicklung der häuslichen Tugenden an. Der Vater war der erste und sehr häufig der einzige Erzieher seiner Kinder, und das ganze pädagogische System beruhte auf der Furcht. Die Erziehung war so innig mit Peitschen- und Knutenhieben verbunden, dass man den Unterricht als Bestrafung (Nakazanie) bezeichnete." Die zahlreichen Moralisten, die über Erziehung sprachen, empfahlen mit der unnachsichtigsten Strenge, ja sogar mit Grausamkeit vorzugehen. Sie schöpften zwar ihre Rathschläge zumeist aus byzantinischen Werken, aber laut Lawrowskis „Denkschrift über die alte Erziehung" ließen die russischen Übersetzer gewöhnlich die Stellen der griechischen Originale aus, die von der Nothwendigkeit, die Kinder mit Liebe und

die Diener mit Nachsicht zu behandeln, sprachen. „Schwäche Deine Hiebe nicht ab aus Liebe zu den Kindern," lehrt der ‚Domostroï', „schlage blutig Deine Kinder, und sie werden Dein Trost sein ..... Erziehe Deine Tochter in Furcht, und Du wirst ihre Keuschheit bewahren; sie soll gehorsam sein und keinen eigenen Willen haben." Der nämliche Vorgang wird auch gegenüber der Frau und der Dienerschaft, die uns Gott laut dem „Domostroï" zu unserer Bedienung gab, angerathen. Die Moralisten warnen sogar den Vater, seine Kinder zusehr zu lieben, „denn die Kinder zusehr lieben, ist ebenso schädlich wie zu viel Schnaps trinken."

Obwohl diese Rathschläge zumeist byzantinischen Quellen entnommen waren, war doch das russische Leben ein so empfänglicher Boden für ihre Anwendung, dass der russische Familienvater dem Ideale des „Domostroï" vollkommen entsprach, ja es sogar häufig überflügelte. Er regierte sein Haus wie eine Zuchthausabtheilung durch die Furcht vor Stock und Peitschenhieben. Der unter solchen Verhältnissen erzogene junge Russe kannte, wenn er seinerseits Familienhaupt wurde, keine anderen Gesetze als seinen eigenen Willen, der zufolge seiner mangelhaften Bildung wild, rücksichtslos und zu bestialischen Ausschreitungen geneigt war. Die patriarchalischen Principien durchdrangen das ganze sociale Leben Russlands. Auf allen Stufen herrschte der die Familie regierende phantastische Despotismus. Brouskow, Held einer Komödie von Ostrowski, und Iwan der Grausame repräsentieren, jeder in seinem Bereiche, die nämlichen Grundsätze.

Sowohl nach den Gesetzen wie nach der Ansicht des Volkes konnte der Vater über seine Kinder ohne jede Beschränkung verfügen. Er verheiratete, enterbte, verjagte, vermietete, verkaufte sie. Er hatte zwar nicht das Recht, sie zu tödten, aber er konnte sie verstümmeln und zutode peitschen. Das Gesetz betrachtete den Kindermord nur als Vergehen, nicht als Verbrechen. Hingegen bestrafte es mit ungeheurer Strenge jede Auflehnung gegen die Autorität des Vaters, der seine Klage, ohne Beweise anzuführen, nur zu beschwören brauchte, damit die Kinder von amtswegen mit der Knute geprügelt wurden.

Die Familie bildete eine gesellschaftliche Einheit, eine juristische Person, deren Haupt und Repräsentant der Vater war. Sie besaß alles gemeinsam, aber der Vater, der in Wirklichkeit nur der Verwalter des gemeinsamen Vermögens war, verfügte über dasselbe kraft seiner unbeschränkten Macht wie über sein Eigenthum. Indem der Russe seine Macht und sein Vermögen seinem Sohne überließ, beschränkte er sich

nicht auf die sonst üblichen Vermächtnisse an Kirchen, Familienmitglieder, Diener u. s. w., sondern schrieb ihm auch seine künftige Handlungsweise vor. Die väterliche Macht strebte die Unsterblichkeit an, und der Wille des Vaters war nach der Ansicht der Russen für seine Nachkommen bindend. Die Familie als juristische Person war unsterblich, und ihr Geist sollte in der Überlieferung unverändert erhalten bleiben.

Die alte Familie nahm das Individuum vollkommen in sich auf und trug sowohl die moralische wie die gesetzliche Verantwortung für dasselbe. Der „Domostroï" lehrte, dass der Vater sammt seiner ganzen Familie ewig selig oder ewig verdammt werde. Bis auf Czar Alexis, Vater Peters des Großen, waren die Frau und die Kinder für die Schulden ihres Gemahls, respective ihres Vaters haftbar. Das Vermögen der Kinder von Dieben und Verräthern wurde confisciert. Die Wohnungen von Räubern wurden geplündert, und die Verbrecher wurden mit Frauen und Kindern nach Sibirien verbannt. Wenn ein Gutsbesitzer einen fremden Leibeigenen erschlug, so war dessen Herr befugt, den besten Leibeigenen sammt seiner ganzen Familie aus den Gütern des Todtschlägers zu nehmen. Insbesondere zur Zeit Iwans des Grausamen gieng diese collective Verantwortlichkeit am weitesten. Es kam vor, dass er Bojaren sammt ihren Frauen, Kindern, Dienstleuten, Leibeigenen, Hausthieren, ja sogar sammt den Fischen aus ihren Teichen tödten ließ.

Solche Grausamkeiten lassen sich nicht durch eine bloße Laune des Despoten erklären. Sie drücken die Idee der Solidarität des Geschlechtes, der zufolge jedes Mitglied der Familie für die ganze Familie verantwortlich ist, aus. Der Mensch an und für sich war gar nichts, und jeden alleinstehenden, der keiner Familie angehörte, nannte man guljaschtschi (Strolch). Die sociale Stellung eines Menschen hieng nicht von seinen persönlichen Eigenschaften und Vorzügen, sondern von seiner Stellung in der Familie und der Stellung der Familie selbst ab. Deshalb griff man, wenn man einen Russen beleidigen wollte, nicht seine Person, sondern seine Familie an, und wie bei allen den patriarchalischen Grundsätzen huldigenden Völkern beschimpfte man seine Ascendenten, insbesondere seine Mutter.

„Das Hervortreten der Geschlechter und die Unterwerfung der Individuen in der Familie kennzeichnen sämmtliche socialen Verhältnisse Altrusslands," sagt Schaschkow. „Unsere Gemeinde bestand aus Familien und Geschlechtern und nicht aus freien, ebenbürtigen Individuen. Überall in der kleinsten Dorfgemeinde wie in der großartigen

Republik von Novgorod bildete das öffentliche Leben eine Geldaristokratie aus, stellte in die erste Reihe einige bessere, reiche Familien (nicht reiche Individuen), welche die Gemeinde regierten und die übrigen Familien in Abhängigkeit hielten. Die fürstliche Macht wies ebenfalls den patriarchalischen Charakter auf. Die Familie der Ruriks betrachtete Russland als ihr Familiengut, ebenso wie eine Bauernfamilie ihr Gut als Familiengut betrachtet. Ihre langwierigen Familienkriege endeten mit der Gründung der patriarchalischen Macht des über ganz Russland alleinherrschenden Czaren. Aber alle Erscheinungen des socialen Lebens trugen einen Familiencharakter. Die väterliche Macht war das Urbild jeder Macht und die Familie das Urbild des Staates."

Unter solchen Verhältnissen konnte die Frau nicht frei sein. Die patriarchalischen Grundsätze drückten sie zur passiven Maschine herab, welche zur Fortpflanzung des Stammes bestimmt war. Ein zweiter, ebenso mächtiger Factor ihrer Unterwerfung war der Byzantinismus.

„Der Byzantinismus prägte dem ganzen Leben Altrusslands den Stempel einer düsteren Zurückgezogenheit auf. Russland war ein ausgedehntes, uncultiviertes, armes, von ungebildeten Völkern bewohntes Land, welches weder Universitäten und Schulen noch gebildete Classen hatte. Die schönen Künste schmückten nicht sein Leben, der freie Gedanke galt ihm als Verbrechen, und Europa war in seinen Augen die Wohnstätte verdammter Häretiker. Man sah in Russland eine stattliche Menge von Wahnsinnigen, Besessenen, Propheten und Gottesmännern aller Art; Scharen von Pilgern, Wahrsagern und Schwarzkünstlern wanderten nach allen möglichen Richtungen herum; Tausende von Bettlern belagerten die Klöster, die Kirchen und die Häuser der Reichen; Tag und Nacht hörte man Glockenklänge und verspürte überall Weihrauchduft. Mit einem Worte, Russland war das Tibet Europas, das Klosterleben war sein Ideal, die Wüste sein Paradies." Gleichzeitig mit der Christianisierung verbreitete sich die Ansicht, dass Keuschheit und Weltflucht erforderlich seien, um selig zu werden, und dass jeder Verheiratete mindestens verpflichtet sei, das Familienleben nach Klosterregeln einzurichten. Selbst die unschuldigsten Unterhaltungen und Spiele, vor allem aber der Tanz, waren gebannt und verpönt. Im Jahre 1648 befahl der Czar seinen Wojewoden, die betreffenden Ukase strenge auszuführen, und der Metropolit von Moskau bedrohte die Ungehorsamen mit dem Kirchenbanne.

Insbesondere aber trat der orientalische Asketismus gegen den geschlechtlichen Trieb auf. Selbst die Ehe war nur ein der menschlichen

Bosheit und Schwäche widerwillig eingeräumtes Zugeständnis. Am Vorabende der Feiertage, ferner jeden Mittwoch und Freitag, endlich während der Fasten wurde der eheliche Verkehr zwischen Mann und Frau als Todsünde betrachtet. Erst sechs Wochen nach der Niederkunft, nachdem der Geistliche über sie Gebete verlesen hatte, durfte eine Frau in die Kirche eintreten. In der Kirche wurde die untergeordnete Stellung der Frauen durch viele Gebräuche hervorgekehrt. Die Mönche durften weder mit ihnen verkehren noch auch nur an sie denken, und der „Stoglaw" verbietet sogar, die Todten beider Geschlechter auf demselben Klosterfriedhofe zu beerdigen.

Neben dem religiösen Asketismus und der Organisation der Familie nach patriarchalischen Grundsätzen betrachtet Schaschkow den Einfluss der asiatischen Völker als den dritten Factor, der zur Unterwerfung der Frau in Russland am meisten beigetragen habe. „Lange bevor Russland durch die Mongolen erobert wurde, finden wir dort die Türken, die Berendieï, die Polowcen und andere asiatische Stämme. Dieselben kreuzten sich mit den Russen, vermischten ihr Blut mit dem slavischen Blute und wirkten auf unsere Sprache, unsere Sitten, unsere Gebräuche, unsere Ideen, unseren Charakter und unsere Anschauungen ein. Die zweihundertjährige Herrschaft der Mongolen befestigte diesen Einfluss, förderte bei den Männern die despotischen Gewohnheiten eines asiatischen Hausherrn, bei den Frauen die sie auszeichnende Passivität. Nachdem wir uns vom mongolischen Joche befreit hatten, eroberten wir Kasan, Astrachan, Sibirien, den Kaukasus und die kirgisische Steppe. Überall kamen wir in Berührung mit asiatischen Völkern, und infolge der Kreuzung entstand eine neue Race, deren Entwicklung durch den fortwährenden Zufluss asiatischen Blutes sowie durch den Einfluss asiatischer Anschauungen, Überzeugungen und Sitten aufgehalten wurde und noch aufgehalten wird. Dieser Einfluss beschränkt sich keineswegs auf die unteren Schichten der Bevölkerung, die Mehrzahl unserer adeligen Geschlechter ist asiatischer Abstammung. Unter solchen Verhältnissen fanden die wüsten Ansichten der Asiaten über die Unreinheit und Niedrigkeit der Frauen sowie ihre Sitten, ihre Gebräuche, ihre Ceremonien, ihre Überzeugungen und ihr Familienleben einen durch den Byzantinismus und die patriarchalischen Grundsätze nur zu gut vorbereiteten Boden in Altrussland.

Wir sehen daher, dass alle Verhältnisse des altrussischen Lebens zur vollkommenen Unterwerfung der Frau führten. Man betrachtete sie als ein den Männern untergeordnetes Wesen und behandelte sie als

Bediente, als Sclavin, als Werkzeug zur Fortpflanzung des Geschlechtes. Ihr Leben und ihre Thätigkeit waren auf den engsten Bereich des Familienlebens beschränkt.“ Unter der Einwirkung der oben erwähnten drei Factoren verschwanden allmählich die alten Vorrechte der slavischen Frauen, und nicht allein die ungebildeten Moskowiter, sondern selbst die civilisiertesten Russen des 16. Jahrhunderts, wie Fürst Kurbski, scandalisierten sich darüber, dass die Frauen in Ruthenien und in Polen weder abgesondert noch abgesperrt waren. In Russland hingegen, um die Gesellschaft von der allergrößten Versuchung, „den weiblichen Reizen“, zu befreien, sonderte man die Frau von der Gesellschaft ab und sperrte sie im „Terem“ ein. Bei den unteren Classen waren die Frauen gezwungen zu arbeiten, und deshalb konnten die Männer ihre Frauen nicht einsperren. Aber in dem Maße, als die gesellschaftliche Stellung der Familie eine höhere war, war die Absonderung der Frau eine strengere. Besonders traurig war die Lage der Schwestern und der Töchter des Czaren. Nach dem Zeugnisse von Koschichin konnten sie weder mit Bojaren, weil dieselben Sclaven des Czaren, noch mit fremden Prinzen, weil sie Bekenner eines anderen Glaubens sind, verheiratet werden. Von diesen Grundsätzen wich man nur in seltenen Fällen ab. Nicht viel besser war die Lage der Czarin selbst. Sie lebte abgesondert vom Czaren und von seinem Hofe. Nur selten empfieng sie in Gegenwart des Czaren den Patriarchen und die großen Hofwürdenträger. In der Kirche hielt sie sich hinter einem Vorhange auf, und bis zu ihrem Wagen gieng sie zwischen zwei Reihen von Schirmen, damit sie von niemand gesehen werde. Selbst ihr Arzt durfte sie nicht sehen. Bevor er ihre Gemächer betrat, was nur in äußerst seltenen Fällen geschah, machte man die Fensterläden zu und wickelte ihr die Hand mit einem Seidenstoffe ein, damit der Arzt sie nicht unmittelbar berühre.

Die Absonderung der Frau wirkte ungünstig auf ihre geistige Entwicklung. Ihre Unwissenheit fiel nicht allein den Fremden, sondern auch den Russen selbst auf. Während die Frauen in Europa in der Gesellschaft herrschten, „verweilten,“ sagt Schaschkow, „unsere apathischen, unwissenden Urgroßmütter in einem tiefen intellectuellen Schlafe, verwandten ihre ganzen Fähigkeiten auf die Hauswirtschaft oder fielen in den Abgrund des Mysticismus.“

Die Absonderung wirkte ebenso schädlich auf die körperliche Entwicklung der Frauen. Während die Bedingungen des socialen Lebens in Europa zur Ausbildung der Grazie in den Bewegungen und der Eleganz im Benehmen der Frauen führten, beschränkte man sich in

Russland darauf, sie im Terem zu mästen, damit sie den Grad der Fettleibigkeit, der minder civilisierten Völkern am meisten zusagt, erreichen. Man behauptete in Russland, dass eine Frau, um als schön zu gelten, wenigstens 5 Pud (82 *kg*) wiegen müsse. Dementsprechend thaten die Weiber alles Mögliche, um dick zu werden.

Unter solchen Umständen konnte sich die romantische Liebe, wie wir sie in Europa sehen, nicht ausbilden. „Die Liebe des Russen war eine ausschließlich sinnliche, und dank dem Terem war sie sinnlicher bei den mittleren und höheren Classen als beim Volke. So wird sie zuweilen mit dem größten Cynismus dargestellt in den Liedern, in den Dichtungen und in den Erzählungen der Großrussen. Zufolge der Lebensverhältnisse und der Erziehung waren alle Frauen nach einem Muster gebildet, und die Leidenschaft trug nicht den individuellen, sondern den generellen Charakter. Der Russe liebte selten. Wenn sich die geschlechtlichen Triebe in ihm regten, nahm er eine Frau oder eine Geliebte, nachdem er sie wie eine Ware ausgesucht hatte. Dies geschieht auch gegenwärtig bei unseren Kaufleuten und unseren Bauern."

Nur der Czar in Russland wählte seine Gemahlin selbst. Wie der Kaiser von Byzanz und die Khane von Central-Asien wählte er seine zukünftige Frau unter allen Mädchen seines Staates. Wenn er heiraten wollte, befahl er unter Todesstrafe allen Bojaren und Herren, ihre Töchter den Wojewoden vorzustellen, die sie nach einer Musterung nach Moskau sandten, wo zuweilen 2000 Jungfrauen versammelt wurden. Hohe Würdenträger und Bojarinnen untersuchten sie aufs genaueste. Die Familien der Mädchen führten untereinander einen hartnäckigen, geheimen Kampf, und es gelang zuweilen, die auserkorene Braut des Czaren zu verleumden und ins Verderben zu stürzen. So z. B. bei der Hochzeit des Czaren Alexis zog man die Haare seiner Braut Wsewologskaja so stark zusammen, dass sie in Ohnmacht fiel. Man sagte dem Czaren, dass sie an der hinfallenden Krankheit leide. Ihr Vater wurde mit der Knute bestraft, weil er angeblich den Czaren betrügen wollte, und sammt seiner Tochter nach Sibirien verbannt. Nachdem die Braut des Czaren endgiltig gewählt war, verheiratete der Czar ihre Gefährtinnen mit Bojaren und Hofwürdenträgern und bezeichnete einem jeden seine Braut. Da die Macht des Regenten einen durchaus väterlichen Charakter trug, so verheiratete der Czar seine Würdenträger und seine Hofleute, die Bojaren ihre Diener und ihre Leibeigenen und die Väter ihre Kinder. Die Verlobten sahen sich zumeist erst bei der Hochzeit. Die Mutter oder eine Verwandte des Bräutigams

untersuchte seine Braut, was zu unzähligen Betrügereien führte, und wenn die Braut ein Gebrechen hatte, das man nicht verheimlichen konnte, so zeigte man an ihrer Stelle eine andere vor. „Nirgends in der Welt," sagt Koschichin, „wird so viel mit Mädchen geschachert wie im moskowitischen Staate."

Bis zum 18. Jahrhundert war kein Alter vorgeschrieben, um heiraten zu dürfen. Die Väter und Vormünder verheirateten ihre minderjährigen Söhne und Mündel und lebten mit deren Frauen. Und obwohl gegenwärtig für die Fähigkeit zur Verehelichung ein gewisses Alter bestimmt ist, sind Verhältnisse zwischen dem Schwiegervater und seiner Schwiegertochter doch sehr häufig.

Die Hochzeitsgebräuche drückten die vollkommene Abhängigkeit der Frau von ihrem Manne aus. Der Vater der Neuvermählten übergab ihrem Manne feierlich eine Peitsche und erklärte, dass sein Vaterrecht auf ihn übergehe. Von der Braut verlangte man vor allem die Jungfrauschaft. Ihre Familie bemühte sich, durch allerlei Mittel ihre Unberührtheit nachzuweisen, während die Familie des Mannes alle Beweise aufs genaueste prüfte. Und wenn schon das tobende Fest, welches losgieng, wenn der Neuvermählte sich für seine Frau bei ihren Eltern bedankte, ekelhaft genug war, so war die grausame Scene, die sich abspielte, wenn die Untersuchung ungünstig für die junge Frau ausfiel, noch um vieles widerwärtiger. Man folterte sie, um sie zum Geständnisse zu zwingen, und zumeist büßte sie ihre Unenthaltsamkeit aufs schwerste. Iwan der Grausame ließ seine Frau Marie Dolgorukow, die nicht Jungfrau war, am nächsten Tage nach der Hochzeit ertränken. Häufig schickte der Mann seine Frau ihren Eltern zurück, und falls er sie behielt, so war ihr ferneres Dasein sehr traurig. Er durfte ihr die Sünde ihrer Jugend nicht verzeihen, dies hätte ihm die öffentliche Meinung sehr übel genommen!

Nach patriarchalischen Grundsätzen hat die Frau bei der Heirat keine persönlichen Zwecke zu verfolgen, sie ist nur das Werkzeug zur Fortpflanzung des Geschlechtes. Die Fruchtbarkeit ist ihre höchste Auszeichnung, die Unfruchtbarkeit die größte Gottesstrafe. Der Mann hasste seine unfruchtbare Frau, verachtete, verfolgte, misshandelte sie, schied sich von ihr oder zwang sie, in ein Kloster zu gehen. Insbesondere der Czar schied sich häufig oder schickte seine Frau in ein Kloster. Die Frau sollte Hauswirtin und erste Dienerin ihres Mannes sein. Der „Domostroï" überbürdet sie mit Arbeit. Nichtsdestoweniger war die russische Dame eine Faulenzerin, die sich im Terem abstumpfte und

dick wurde. Der Mann hatte eine unbeschränkte Macht über seine Frau, und seine Tyrannei überschritt selbst das Ideal des „Domostroï". Im 17. Jahrhunderte warf Metropolit Philaret den Russen, welche in entlegene Gegenden in Dienst giengen, vor, dass sie ihre Frauen bei Kameraden versetzten und denselben gestatteten, mit ihnen zu leben, was als Äquivalent für die Zinsen galt. Wenn der Mann seine Frau nicht rechtzeitig auslöste, so durfte derjenige, der sie als Pfand besaß, sie einem anderen abtreten. „Der Mann," sagt Schaschkow, „glaubte berechtigt zu sein, über das Leben seiner Frau zu verfügen, und brachte zuweilen ein geliebtes Weib aus bloßer Laune um. Ich entnehme aus der Monographie von Kostomarow über Stenka Razin folgende tief rührende Scene: Stenka Razin segelt auf der Wolga. Neben ihm sitzt seine Geliebte, eine persische Prinzessin, die er gefangen genommen hatte. Perlen, Diamanten und Edelsteine heben den Glanz ihrer leuchtenden Schönheit. Bereits bemerkte man, dass sie einen Eindruck auf das harte Gemüth des Ataman zu machen begann. Plötzlich erhebt sich Stenka Razin, stark betrunken, und sagt: ‚Wolga, Mütterchen, Du gabst mir Gold, Silber und Reichthümer. Wie ein Vater und eine Mutter hast Du mich mit Ruhm und Ehren überhäuft, und ich habe Dir noch nie einen Beweis meiner Dankbarkeit gegeben; so empfange ihn denn jetzt!' Auf das hin fasst er die Fürstin und stößt sie ins Wasser. Wenn ein Mann," sagt Schaschkow, „seine Geliebte opfern konnte, um nachzuweisen, dass er nicht unter ihrem Einflusse steht, was konnte eine Frau, die ihn geärgert oder beleidigt hatte, von einem solchen launischen Despoten erwarten? Noch jetzt wird in jeder Stadt, in jedem Dorfe, in jedem Weiler ganz gelassen erzählt, wie dieser oder jener Mann seine Frau tödtete oder langsam hinmordete ..... Aber selbst dann, wenn der Mann seine Frau nicht umbringen wollte, war ihr Leben eine Reihe von Qualen und Entbehrungen. Eingesperrt im Terem, umgeben von Spionen, durfte sie nicht ausgehen und bekam für den kleinsten Fehltritt eine ‚Belehrung'. Am ehelichen Bette hieng eine ‚Dourak' genannte Peitsche, die ausschließlich für die Frau bestimmt war. Der Mann zog seine Frau bei den Haaren, ließ sie binden und hieb sie bis aufs Blut; manchmal wurden zur ‚Belehrung' Ruthen oder Stöcke benützt."

Das Streben, Frauen zu wechseln, schlechte Wahlen, die unvermeidlich waren, wo sich die Verlobten zum erstenmale bei der Hochzeit sahen, die Abwesenheit der Liebe führten zu häufigen Scheidungen trotz des Widerstandes des Staates und der Kirche. Im 15. Jahr-

hundert konnte die verstoßene Frau eine neue Ehe schließen. Als die Heirat unlösbar wurde, verschlechterte sich das Schicksal der Frau. Der Mann konnte sich nur dann von seiner Frau scheiden, wenn er ihr einen Ehebruch nachwies oder sie zwang, in ein Kloster zu gehen. Die arme Frau fand im Kloster einen Zufluchtsort gegen die Misshandlungen ihres Mannes, aber dieser Zufluchtsort war dem Grabe gleich.

Eine kinderlose Witwe wurde als Waise betrachtet, und wenn sie ihre Familie nicht aufnehmen wollte, musste sie ihre Zuflucht in einem Kloster oder in einem Spital suchen. Eine verwitwete Mutter vertrat bis zur Volljährigkeit ihrer Kinder den Vater und wurde manchmal ebenso despotisch wie ihr verstorbener Gemahl. Wenn sie aber nicht energisch genug war, so riskierte sie, unter das Joch ihrer eigenen Kinder zu gerathen.

Das Ideal des Familien- und socialen Lebens der Russen ist naturwidrig, sagt Schaschkow, dessen Verwirklichung würde den Stillstand und den Tod herbeiführen. Wenn auch das Volk keinen rechten Begriff davon hatte, wie sehr die bestehenden Zustände schädlich wirkten, so wehrte es sich doch instinctmäßig dagegen, indem es sie unaufhörlich verletzte. „Bei einer rohen, unwissenden, auf der Sclaverei fußenden Gesellschaft nahm dieser Widerstand ungeheuerliche Formen an und drückte sich in Gebrechen und Verbrechen aus, die in Altrussland sehr häufig vorkamen. Alle Gesellschaftsclassen waren äußerst verderbt und strebten nur den Schein der Tugend an. Die Heuchelei drang in alle Lebenserscheinungen ein.... Der Vater war der Schrecken der ganzen Familie, die ihm äußerlich gehorchte und ihn scheinbar achtete. Im geheimen aber lernten die Kinder von der Wiege an, sich über die Eltern lustig zu machen und sie bei jeder Gelegenheit zu betrügen.... Streitigkeiten, Zänkereien, Intriguen und sogar Schlägereien kamen im russischen Familienleben sehr häufig vor.... Auch jetzt kann sich der Beobachter des Lebens der modernen patriarchalischen Familie überzeugen, dass sich deren Mitglieder hassen, einen fortwährenden Kampf untereinander führen und sich bemühen, ihr schweres Schicksal durch alle möglichen Mittel zu erleichtern.... Am erbittertsten ist der Kampf der Frau mit ihrem Manne. Die meisten Ehen Altrusslands sowie des gegenwärtigen ‚Reiches des Finsternisses' — so nennt der berühmte russische Kritiker Dobrolinbow die patriarchalische Familie — machen nicht den Eindruck einer friedlichen Verbindung zweier sich liebenden Wesen, sondern eines Herrn und einer ihn hassenden und fürchtenden Sclavin. Ungefragt verheiratet mit einem Manne, den sie nicht liebt,

gezwungen, seinen launischen Despotismus zu ertragen, beleidigt, gereizt, unzufrieden, wird die Frau kränklich, zänkisch, störrisch. Sie widerspricht fort und fort ihrem Manne, widersetzt sich ihm bei jeder Gelegenheit." Um voneinander loszukommen, denuncierten sich Eheleute und warfen sich Staatsverrath, Hexerei, Häresie und manches andere vor. Die Regierung verfolgte eifrig diese Verbrechen, und eine derartige Anklage, ohne Rücksicht auf deren Wahrhaftigkeit, erreichte nahezu immer ihren Zweck. Auch ermordeten und vergifteten die Männer ihre Frauen, insbesondere aber bedienten sich die Frauen dieser in der Hand der Unterdrückten so schrecklichen Waffen. Bis heute ist die Ermordung des Mannes durch seine Frau eine der krankhaften Lebenserscheinungen, die in Russland häufig vorkommen. Aber nicht jede Frau kann durch den Mord gegen die Unterdrückung protestieren. „Für die meisten," sagt Schaschkow, „ist der Tod die einzige Erlösung. Und wie viele Frauen brachten sich während der zehn Jahrhunderte unserer Geschichte selbst um! Die Knechtschaft der Frau führte sie zu zügellosen Ausschweifungen, durch welche sie sich für ihre Knechtschaft schadlos hielt und das ihr als Gefängnis dienende Gebäude der alten Familie untergrub. Aber diese Familie befriedigte auch den Mann nicht. Das Leben mit einer Frau, die er so wenig liebt, als er von ihr geliebt wird, die auf Befehl der Eltern geschlossene Ehe, die fortwährenden Hausstreitigkeiten und das Bestreben, die Frauen zu wechseln — alles das trug dazu bei, dass den Mann die Liebkosungen seiner Frau recht bald langweilten. Der Mann selbst zerstörte diese Familie, auf deren Erhaltung er andererseits so eifersüchtig bedacht war. Die patriarchalischen Tugenden unserer Vorfahren und die Keuschheit ihrer Sitten bestehen nur in der Einbildung der modernen Bewunderer alter Zeiten."

Zu den größten nationalen Lastern ist die Trunkenheit zu zählen, die so verbreitet war, dass ganz Russland sich wie eine große Schenke ausnahm. Die Frauen wollten hinter ihren Männern nicht zurückbleiben und fanden im Branntweine das Vergessen ihrer unglücklichen Lage. Und nicht allein das Volk und die Männer der höheren Classen, sondern auch vornehme Frauen und selbst die Czarin und die Prinzessinnen berauschten sich. „Als im 17. Jahrhundert ein ausländischer Fürst sich um eine Tochter des Czaren bewarb, sagte man ihm bei der Aufzählung der Tugenden seiner Braut, dass sie nur einmal im Leben betrunken war."

Georg Krizanitsch behauptet, dass im 17. Jahrhunderte in Russland die Sitten schlechter als in der Türkei waren, und alle Reisenden

bestätigen einstimmig, dass die Zügellosigkeit des Großfürstenthumes von Moskau alles Denkbare überstieg. Die Regierung bestrafte zwar strenge jede Unsittlichkeit, öffentliche Häuser waren verboten, und die Gemeinden wiesen häufig Frauen, die ein unmoralisches Leben führten, aus. Trotzdem trat das Laster mit einem unglaublichen Cynismus auf. Die Wirtshäuser und die Bäder für das Volk waren seine Heimstätten, und da diese Unternehmungen für die Behörden sehr einträglich waren, so erfreuten sie sich ihrer Unterstützung. Für die Reichen sorgten zahlreiche Vermittlerinnen; sie hielten ferners Geliebte aus, nothzüchtigten ihre Leibeigenen u. s. w. Gegenüber den tatarischen und finnischen Stämmen erlaubten sich die Russen ungeheuerliche Gewaltthätigkeiten. Nicht allein bei der Unterwerfung dieser Stämme oder bei der Unterdrückung ihrer Aufstände nahmen sie ihnen junge, schöne Frauen weg, sondern auch ohne jede Veranlassung wurden bewaffnete Expeditionen entsandt, um eine Anzahl Frauen zu erbeuten, und im Falle eines Widerstandes griff man zu den Waffen und zu der Knute. Wojewoden und höhere Beamte hatten eigene Harems, unterhielten öffentliche Häuser, verkauften die geraubten Weiber sowohl den Russen als den Autochthonen als Frauen oder als Sclavinnen. Aber auch kleine Beamte und Kaufleute gelangten in den Besitz mehrerer Frauen und nützten sie aus. „In den oben erwähnten Gegenden war es Sitte, einem Beamten, den man für sich gewinnen wollte, Mädchen zu schenken. In Sibirien wurden auch Kinder verschenkt. In der Gegend von Berezow kostete eine siebenjährige Ostiakin 20 Kopeks (30 Kreuzer). Die Lage dieser Frauen war eine fürchterliche . . . . Es kam vor, dass ein Sibirier seiner Geliebten den Bauch aufschlitzte, um sich zu überzeugen, ob sie ohne seine Erlaubnis ein Stück Fisch gegessen habe. Unsere Vorfahren," sagt Schaschkow, „waren unbarmherzig gegen fremde Frauen, besonders im Kriege." Aber auch russische Frauen wurden zur Zeit der inneren Kriege und der Aufstände nicht besser behandelt.

„Während der Aufstände von Razin und Pugatschew erreichte die Grausamkeit ihren Gipfelpunkt, und die russischen Frauen litten viel weniger von den Tataren und anderen fremden Stämmen als von den Russen selbst." Wer in Russland Macht hatte, erlaubte sich alles gegenüber den Frauen. „Selbst die in Friedenszeiten verübten Gewaltthaten und Grausamkeiten überschritten das, was rohe Soldaten jener Zeiten sich im feindlichen Lande während eines Krieges erlaubten. Insbesondere das, was russische Frauen von Iwan dem

Grausamen und seinem Gefolge zu erdulden hatten, übersteigt alles, was je verübt worden war."

Die Unsittlichkeit beschränkte sich nicht auf Frauen der unteren Classen, die man rauben und nothzüchtigen durfte; sie drang überall, ja sogar bei den Gefangenen der Terems ein. Abgesondert von den Männern, müßig und gelangweilt, führten sie mit ihren Bedienten obscöne Gespräche und erhitzten sich die Phantasie mit wüsten Vorstellungen. Den Vermittlerinnen gelang es fast immer, sie zu besuchen und Liebesintriguen anzuzetteln. Oft besorgte eine und dieselbe Kupplerin die Affairen des Mannes und der Frau. Zuweilen wurden die Insassen der Terems echte Messalinen. Die Mutter Iwans des Grausamen kann als Typus der russischen Messaline gelten. „Nach dem Tode ihres Sohnes," sagt Petreji, „suchte sie ein öffentliches Haus auf und unterhielt ein so offenkundiges Verhältnis mit Owtschina Obolenski, dass es jedermann merken musste." Vor den Reformen Peters des Großen waren die Sitten des Hofterems sehr lax. Solowiew erzählt uns im Bande XVII, S. 227, seiner Geschichte Russlands, dass die Czarewna Sophie und ihre Schwester ein unsittliches Leben führten, „viele Bojaren suchten sie auf, und sie hatten Kinder, die sie erwürgten oder im geheimen erzogen." Die russische Messaline, diese schmutzige, abgeschmackte, äußerst sinnliche Frau, wird noch jetzt vom Volke in der „Barynia" besungen.

„Die Geistlichkeit unterschied sich nicht von den Laien durch besondere Sittlichkeit. Jedermann weiß, welchen Ruf der Pope (Pfarrer), seine Frau und seine Töchter in der Volksliteratur haben. Aber die Weltgeistlichkeit war bis zu einem gewissen Grade durch die Familie im Zaume gehalten und infolge dessen mäßiger als die Mönche. Im 15., 16. und 17. Jahrhunderte waren die Monasteren (Klöster) für beide Geschlechter gemeinsam .... Mönche und Nonnen, sagt Korb, erlauben sich allerlei Ausschweifungen; sie gehen auf der Gasse vollangetrunken herum, verlieren jedes Schamgefühl und ergeben sich öffentlich der Wollust."

Die allgemeine Zügellosigkeit führte zum Kindermorde. Derselbe wurde zwar sehr strenge bestraft, aber das Gesetz zeigte sich ohnmächtig gegenüber einem durch die Grundlagen der Organisation der Familie und der Gesellschaft bedingten Verbrechen. Weiters begünstigte die Unsittlichkeit die Verbreitung der Syphilis, die in Russland viel mehr als in jedem anderen Lande Europas grassiert.

„Konnten die Propagatoren der Grundsätze des ‚Domostroï' glauben, dass ihre Thätigkeit solche Früchte tragen würde; dass die

Organisation der Familie, die sie bestrebt waren einzuführen, eine hohle, inhaltslose Form würde, und dass der menschliche Naturtrieb, den sie unterdrücken wollten, einen Ausweg fände und die Erde mit Familienverbrechen, mit Zügellosigkeit und mit der syphilitischen Seuche überflute?"

Zu Ende des 17. Jahrhunderts tritt Peter der Große mit seiner ganzen Macht und Willenskraft gegen die in ihren Grundlagen bereits erschütterten patriarchalischen Principien auf. Er befreit das Individuum von den Bänden des Geschlechtes, so dass nach den Worten des Fürsten Stcherbatow „nicht mehr die Stellung der Familie, sondern die Charge, die Bildung, die Verdienste des Menschen selbst im öffentlichen Leben berücksichtigt werden"; ferner zerstört er den Terem und ermöglicht es der Frau, für ihre weitere Befreiung zu arbeiten. Seitdem bessert sich langsam, aber beständig die Lage der Frauen höherer Stände. Aber trotz der günstigen Bedingungen, insbesondere während der Regierung der vier Kaiserinnen im 18. Jahrhunderte, konnten die unwissenden, ungebildeten russischen Frauen den Grad der Achtung, den die Frauen Europas genossen, nicht erreichen, weil die Gesittung Europas das Resultat jahrhundertjähriger Arbeit ist.

Leider können wir den höchst interessanten Ausführungen Schaschkows bis auf die Siebzigerjahre des laufenden Jahrhunderts nicht folgen. Von der Zeit Peters des Großen befasst er sich vorwiegend mit den Frauen der höheren Stände, „weil die Hauptzüge des Familienlebens der Bauern, der Bürger, der Kaufleute, der Geistlichkeit und der kleinen Beamten so wenig Gemeinsames mit modernen Anschauungen und Sitten haben, dass man sie gleichzeitig mit dem Leben der russischen Gesellschaft des 16. und 17. Jahrhunderts studieren muss."

Hiermit schließen wir die Geschichte der russischen Frau ab und wollen noch einen Blick auf das russische Familienleben werfen. Der russische Molière, Ostrowski, weiht uns in die Anschauungen, die Sitten sowie in das Familienleben seiner Landsleute meisterhaft ein. Wir werden sie nach dem berühmten russischen Kritiker Dobrolinbow darstellen. Derselbe benannte seinen Essay über die Komödien von Ostrowski: „Das Reich der Finsternis" und veröffentlichte ihn zuerst in der russischen Monatsschrift „Gegenwart", sodann im dritten Bande seiner sämmtlichen Werke.

Dobrolinbow.

„Es wird allgemein anerkannt," sagt dieser hervorragende russische Kritiker, „dass Ostrowski die Gabe der Beobachtung und der Dar-

stellung des Lebens der Classen, mit welchen er sich in seinen Komödien befasst, im höchsten Grade besitzt.“ Er schaut in das Innere der Menschenseele, schildert deutlicher und ergreifender als irgendjemand die unseligen Bedingungen des russischen Familienlebens, die den Menschen erdrücken und jede freie Regung hemmen, und obwohl er sich nur mit den mittleren Classen befasst, schafft er nicht allein charakteristische Typen von Kaufleuten und kleinen Beamten, sondern allgemein-nationale Typen.

Das öffentliche Leben nimmt in den Komödien von Ostrowski nur wenig Raum ein, weil es in Russland kein Feld für die Thätigkeit der Menschen bietet. Dafür aber befasst er sich erschöpfend mit dem Familienleben und den Vermögensverhältnissen. Die Collisionen und die dramatischen Lösungen werden in den Komödien von Ostrowski durch den Zusammenstoß der Älteren und Minderjährigen, der Reichen und Armen, der Gewaltthätigen und Unterdrückten herbeigeführt.

„Nach diesen Bemerkungen wollen wir das in den Komödien von Ostrowski dargestellte Reich betreten. Wir werden die Bewohner dieses Reiches beobachten, und unsere Leser werden sich bald überzeugen, dass wir es nicht umsonst das Reich der Finsternis benannt haben.

Da stehen sie vor uns, demüthig und wehmüthig, unsere jüngeren Brüder, die durch das Schicksal zu einem Märtyrerleben verurtheilt wurden. Der gefühlvolle Michael, der gutmüthige Bruskow, die arme Verlobte Marie, die entehrte Eudoxie, die unglückseligen Darja und Nadejda stehen da, stumm, unterthänig, missmuthig und resigniert . . . Es ist eine ganze Welt von Unglücklichen, deren Leiden sich dem Auge entziehen, die kaum zu seufzen wagen, eine stumme Welt unter hartem Drucke stehender Wesen, die nur selten durch eine sofort im Keime unterdrückte Klage belebt wird. Weder Licht noch Wärme ist im engen, dunklen, feuchten und faulen Gefängnisse zu verspüren. Es dringt kein Laut, kein Schimmer von Licht hinein. Von Zeit zu Zeit erglimmt ein Funke des heiligen Feuers, welches in jeder Menschenbrust glüht, bevor es im Kothe des alltäglichen Lebens erstickt. Freilich kann der Funke in dem feuchten, erstickenden Gefängnisse kaum unter der Asche glimmen; aber manchmal sprüht er doch empor, wenn auch nur auf eine kurze Weile, und erhellt die düsteren Mienen der Gefangenen mit einem Schimmer des Guten und Wahren. Bei dieser momentanen Beleuchtung gewinnen

wir die Überzeugung, dass die Gefangenen unsere Brüder sind, dass diese schmutzigen, stummen, wilden Wesen menschliche Regungen haben, und unser Herz erfüllt sich mit Wehmuth und Schauder. Die unseligen Gefangenen schweigen, verbleiben in lethargischer Steifheit, rütteln nicht einmal an ihren Ketten. Kaum haben sie einen Begriff von ihrer traurigen Lage und beugen sich widerstandslos unter der erdrückenden Last, obwohl sie fühlen, wie viel sie leiden. Sie ertragen jedoch alles, ohne zu klagen und ohne sich zu regen, weil sie wissen, dass jeder Laut, jeder Seufzer, jede Bewegung des mit Ketten behängten Körpers ihr Los verschlechtert. Sie haben keine Hoffnung, dass sich ihre Lage je verbessere. Sie sind unter der Herrschaft des hoffärtigen, sinnlosen, willkürlichen Despotismus, welcher weder die Gesetze der Vernunft noch der Gerechtigkeit kennt. Nur das wilde Geheul der harten Despoten unterbricht die Stille des Gefängnisses und bringt Schrecken und Verwirrung in diesen Friedhof des menschlichen Wollens und Denkens.

Und doch sind diese unseligen Leute lebendige Wesen, die nicht im Grabe geboren sind und im Grabe nicht leben können. Einst, zur Zeit ihrer sorglosen Kindheit, lächelte auch ihnen das Leben. Sie behalten diese selige Zeit stets in frischer Erinnerung. Das rücksichtslose, ausgelassene Benehmen des Despoten, die Hiebe, die er nach allen Seiten austheilt, mahnen sie an die glückliche Zeit ihres sorglosen Lebens, an die stolzen Hoffnungen und hochfliegenden Wünsche ihres glühenden Herzens und freien Sinnes, Hoffnungen und Wünsche, die zwar unerfüllt, aber auch unvergessen geblieben sind. Endlich regt sich der schwarze Niederschlag der Unzufriedenheit, der zurückgehaltenen Wuth, des ohnmächtigen Hasses, und sowie er auf der Oberfläche erscheint, ruft er widerwärtige, schauerliche Auftritte hervor. Es gibt kein Feld, keine Gelegenheit für freie Gedanken, freundliche Worte, edle Bestrebungen, so wenig als für ehrliche Arbeit. Aber solange der Mensch lebt, behält er die Lust zum Leben, das Bestreben, seine Existenz durch äußere Handlungen zu manifestieren. Je strenger dieses Bestreben verfolgt wird, um so widerlicher werden dessen Äußerungen; sie können jedoch nicht ausbleiben, solange der Mensch nicht zur Mumie geworden ist. So groß ist nun die Kraft des willkürlichen, sinnlosen Despotismus im Reiche der Finsternis, der Torcow, der Bruskow, der Ulanbeks und sonstigen Helden Ostrowskis, dass viele Leute ihr eigenes Urtheil, ihren eigenen Willen, ja sogar jedes Gefühl verlieren — mit einem Worte, alles das, was unser morali-

sches Leben ausmacht, und ein Idiotendasein fristen, indem sie sich auf die thierischen Lebensfunctionen beschränken. Aber manche haben mehr Lebenskraft in sich; diese speichern das Gift ihrer Unzufriedenheit auf, um es bei passender Gelegenheit zu verwenden, und bis zu der Zeit kriechen sie, ziehen sich oder rollen sich zusammen wie Schlangen. Sie bleiben stumm und trachten weder gehört noch bemerkt zu werden; sie wissen, dass jede rasche, unvorsichtige Bewegung ihnen Schmerz verursachen, jede Anstrengung die Eisen tiefer in das Fleisch drücken würde. Sie trachten zuerst die Hände zu befreien und ihre Ketten durchfeilen zu können, dann geht die geheimnisvolle Arbeit los; sie betrügen, begehen Niederträchtigkeiten, brüten Unheil und verfolgen, voll Gehässigkeit gegen ihre Umgebung, ausschließlich eigene Interessen, die Sicherung ihrer Zukunft. Sie haben keine böswilligen Endzwecke, sie hegen nicht den Vorsatz, einen systematischen Kampf zu führen, sie zeichnen sich nicht einmal durch Schlauheit aus. Ihre Handlungen sind eine Folge der Verhältnisse, eine unbewusste, widerwillige Äußerung des Selbsterhaltungstriebes. So wie der Rauch, die Rührung oder der Senfgeist Thränen in die Augen treibt, werden auch diese Leute durch die Umstände dazu getrieben, als Betrüger, Heuchler und Egoisten zu handeln, da ihnen jede ehrliche, nützliche Arbeit verwehrt wird. Man sollte sie nicht verdammen, obwohl es rathsam sein mag, behutsam gegen sie zu sein, weil sie nicht wissen, was sie beginnen. Erzogen im Sclaventhume, unter steter Androhung körperlicher Züchtigung, leben sie als Sclaven und sind gezwungen, sich den Hauptvortheil eines Sclaven, eine grenzenlose Arglist, anzueignen. Und wirklich: was für Schranken sollten sie sich selbst ziehen, welche Wahrheiten, welche Rechte sollten sie achten? Der willkürliche Despotismus unterdrückt sie, erwürgt sie, saugt sie widerrechtlich, sinnlos aus. Unter solchen Verhältnissen können sich die Grundsätze der Moral, der Gerechtigkeit, des Rechtes und des Pflichtgefühles nicht entwickeln. Darum ist nach der Ansicht dieser Leute der schändlichste Betrug ein Hazardspiel, der abgefeimteste Schurkenstreich eine geschickte Handlung. Sie sind imstande, auch zu betrügen, auszurauben, zu ruinieren und dabei gemüthlich, liebenswürdig, herzlich zu sein. Sie sind weder böswillig noch listig, sondern sie haben den Drang emporzukommen, sich von dem drückenden Joche der willkürlichen Despoten zu befreien. Sie wissen, dass sie nur durch Betrug Mittel erlangen können, welche ihnen die Möglichkeit bieten, ebenso frei wie diejenigen, von denen sie unterdrückt werden, zu leben. Sie fangen daher an zu betrügen, zu heucheln,

zu stehlen und fremdes Gut anzusammeln. Was sollte sie das kümmern, dass es fremdes Gut ist! Sie haben ja alles, was sie hatten, ihren Willen und ihre Freiheit verloren, und noch sollen sie sich mit der Frage befassen, ob sie ehrlich oder unehrlich handeln! Können sie noch unschlüssig sein, wenn sie Gelegenheit finden, jemand zu ihrem Vortheile zu schädigen!

Auf die Art finden wir im Reiche der Finsternis, welches uns Ostrowski darstellt, eine scheinbare Unterwerfung und den lautlosen Schmerz, der die Leute zum Idiotismus, zum totalen Aufgeben ihrer Persönlichkeit führt, gemischt mit sclavischer Arglist, scheußlichster Schurkerei und einer grenzenlosen Perfidie. Da kann niemand irgendwem trauen. Es kann jederzeit vorkommen, dass sich ihr Freund rühmt, sie geschickt betrogen oder bestohlen zu haben; ihr Compagnon wird sich ihres Geldes und ihrer Papiere bemächtigen und sie in ein Schuldgefängnis werfen; der Schwiegervater wird seinen Schwiegersohn, der Bräutigam seine Vermittlerin, die Braut ihre Eltern, die Frau ihren Mann betrügen. Nichts ist heilig, nichts rein, nichts wahr im Reiche der Finsternis! Der ungerechte, willkürliche, sinnlose und wilde Despotismus, der diese Welt regiert, verbannt aus ihr jeden Begriff von Ehre und Recht. Und fürwahr, können diese Begriffe dort, wo die Menschenwürde, die persönliche Freiheit, der Glaube an Liebe, an Glück und ehrliche Arbeit durch die Despoten zuboden geworfen und schamlos mit Füßen getreten wird, bestehen?

Dennoch wird nicht weit von ihnen, jenseits der Mauer, ein anderes, heiteres, reines, civilisiertes Leben geführt. Beide Theile des Reiches der Finsternis fühlen seine Überlegenheit und fühlen sich von ihm bald angezogen, bald zurückgestoßen. Aber die Grundlagen, die Grundsätze, die innere Kraft dieses Lebens sind den Bedauernswürdigen, die weder ans Nachdenken gewöhnt noch zur Wahrhaftigkeit in den alltäglichen Verhältnissen erzogen sind, unverständlich. Nur die äußeren Anzeichen der Civilisation fallen ihnen in die Augen; nur diese verurtheilen sie, wenn es ihnen einfällt, Gegner der Civilisation zu sein, nur die ahmen sie nach, wenn sie als Herren leben wollen. Ein alter, willkürlicher Despot lässt sich den Bart rasieren, fängt an, sich mit Champagner anstatt mit Schnaps zu berauschen, seine Tochter singt unmögliche Lieder und verliebt sich in Officiere, sein Sohn führt ein ausschweifendes Leben und beschert den Balletdamen kostspielige Geschenke. Das ist alles, was sie von der Civilisation annehmen! Diejenigen hingegen, die für diese neue Welt keine besondere Vorliebe

haben, betrachten vorzugsweise Hirnverbrannte als Vertreter der neuen Civilisation, wie Wichorew und Balsaminow von Ostrowski, und greifen ihretwegen die neue Richtung an. Ohne Zweifel werden die neuen Grundsätze die dumpfen Sümpfe einst überschwemmen und sie in einen großen, durchsichtigen See umwandeln. Jetzt aber machen sie auf die Einwohner des Reiches der Finsternis den Eindruck eines unheimlichen Traumes. Sogar denjenigen, die der neuen Richtung folgen wollen, sind sie lästig. Weil sie weder die Grundsätze der Civilisation noch deren Streben verstehen, wissen sie nicht, wie sie ihre Rechte zu vertheidigen und ehrlich zu arbeiten haben, und kehren zu ihren alten Gewohnheiten, zu unlauteren Geschäften und zu den Lügen des willkürlichen Despotismus zurück.

Das ist der allgemeine Eindruck, den die Komödien von Ostrowski, wie wir sie verstehen, auf uns machen."

Nun geht Dobrolinbow zu den einzelnen Komödien von Ostrowski über, um „die tiefe Verderbtheit und die unehrlichen, gegen die Natur verstoßenden Verhältnisse, die das unmittelbare Resultat des auf allen lastenden willkürlichen Despotismus sind," etwas näher zu betrachten. Leider können wir nicht Dobrolinbow in seinen äußerst interessanten Beweisführungen folgen. Wir wollen uns beschränken, darauf hinzuweisen, dass, ebensowie im Familienleben dessen Chef für die Familie denkt und handelt, auch die Regierung für das Volk denkt und handelt und der auf allen lastende Despotismus ebenso im öffentlichen wie im Familienleben die Passivität, den Mangel an Charakter und Ehrlichkeit zur Folge hat. Dies wird von den Russen selbst anerkannt. 1873 schrieb Markow in dem fünften Hefte der besten russischen Monatsschrift, „Europäische Nachrichten", einen „Die allgemeine Indolenz" betitelten Artikel:

„Das Wesen unserer socialen Krankheit," sagt er, „lässt sich kurz und bündig bezeichnen: wir leiden am Mangel an Charakteren. Wir haben viele gescheite, fähige, talentvolle Leute, noch mehr geschickte Leute, die sowohl ihre eigenen Angelegenheiten wie die ihrer Angehörigen gut besorgen. Aber wir haben keine Bürger — Citoyens — im wahren Sinne des Wortes.

‚Ich wohne am Ausgange des Ortes und kümmere mich nicht um das, was dort geschieht!' — so drückt sich die wahre Bürgerphilosophie des Russen aus. Die Gleichgiltigkeit gegen die öffentlichen Angelegenheiten ist eine allgemeine. Das Sprichwort: ‚Die Pflicht eines jeden ist niemands Pflicht!' findet hier seine Anwendung aus dem

Grunde, weil wir keine Charaktere haben. Dies ist ein schreckliches, aber keinesfalls übertriebenes Urtheil.

Wir heben oft lobend hervor, dass die radicalsten Reformen bei uns sympathisch begrüßt und widerstandslos durchgeführt werden. Gerne vergleichen wir unsere Uneigennützigkeit in öffentlichen Angelegenheiten mit dem hartnäckigen Widerstande einzelner Classen und Interessen in England, Frankreich und anderswo bei den nützlichsten, unbedingt nothwendigen und gerechtesten Reformen. Es ist ein großes Glück, dass die denkwürdigen Reformen Alexander II. auf keine Hindernisse stoßen, nur meine ich, dass unser gute Wille keine große Rolle dabei spielt, und dass wir in der Geschichte dieser Reformen in einem ungünstigen Lichte erscheinen".

„Ich habe," sagt Markow ferner, „keine Sympathien für die Ultramontanen, Legitimisten und Junker. Ich erkenne jedoch die Energie an, mit welcher sie für ihre Ansichten kämpfen, sowie ihre starke Organisation. Bei uns hingegen zeigt die Durchführung der Reformen nicht unsere Sympathie für dieselben, sondern unsere sociale Nullität. Wir haben keine Charaktere, und darum hat niemand gewagt, seine Ansicht auszusprechen."

Die in Russland gegenwärtig herrschende Strömung weist die Richtigkeit von Markows Behauptungen nach. Im Laufe des 19. Jahrhunderts änderte die Regierung mehrmals ihren Curs, und die allgemeine Meinung folgte der neuen Richtung ohne jeden Widerstand. So z. B. war Russland liberal mit Kaiser Alexander I., und als sich derselbe zu mystisch-reactionären Doctrinen bekehrte, folgte ihm die allgemeine Meinung Russlands nach. Mit Nikolaus I. war Russland reactionär und verherrlichte das System der Bevormundung, welches unter ihm seinen Höhepunkt erreichte. Als er starb, applaudierte ganz Russland den liberalen Reformen Alexanders II., um mit seinem Sohne abermals reactionär und ultranational zu werden. Kurz alles, was immer die Regierung thun mochte, fand die Anerkennung des Volkes, jede vom Czaren ausgegebene Losung wurde sofort aufgegriffen und angenommen.

Aber wie im Familienleben, so auch im öffentlichen Leben lässt sich ein stiller, geheimer Protest gegen die in Russland bestehende Ordnung der Dinge erblicken. Es gibt mitunter auch im Reiche der Czaren energische Charaktere, die keinen Raum zu einer gesetzlichen Thätigkeit finden. Dieselben werden zumeist in zarter Jugend unter die Aufsicht der Polizei gestellt, an ihrer Ausbildung gehindert

und, falls sie zähe sind und nicht bald gebrochen werden, sozusagen künstlich gezwungen, sich der Umsturzpartei anzuschließen. Schon de Maistre sagte, dass Russland eine durch den Königsmord gemilderte Despotie ist, indem er die an den Orient gemahnenden Palastrevolutionen, die einen Regierungswechsel künstlich herbeiführten, meinte. Im Jahre 1825, gelegentlich eines Thronwechsels, bemühte sich eine Handvoll edeldenkender Leute, die sich während der großen Napoleonischen Kriege europäisiert hatten, eine Verfassung für Russland zu erkämpfen. Sie fanden jedoch sehr wenig Verständnis bei den Massen, auf deren Unterstützung sie rechneten; man denke nur, dass deren Losung lautete: „Es lebe Czar Constantin und seine Gemahlin, die Constitution." Gegenwärtig bemühen sich energische, aus allen Gesellschaftsclassen recrutierte Leute, eine Änderung des Regierungssystems herbeizuführen, und opfern ihr Leben diesem Zwecke. Und wenn man auch die Mittel, zu welchen die Nihilisten greifen, nicht billigen kann, so kann man ihnen doch Muth, Hingebung und Opferwilligkeit nicht absprechen, und unwillkürlich kommen uns ins Gedächtnis Dobrolinbows Worte: „Kein Feld, keine Gelegenheit für freie Gedanken, freundliche Worte, edle Bestrebungen sowie für ehrliche Arbeit. Aber solange der Mensch lebt, behält er die Lust zum Leben, d. h. seine Existenz durch äußere Handlungen zu manifestieren. Je strenger dieses Bestreben verfolgt wird, um so widerlicher werden dessen Äußerungen!"

Aus dem eingehenden Studium der russischen Gesellschaft lassen sich nachstehende Folgerungen ableiten:

Erstens, dass die Grundsätze der altrussischen Civilisation, weit davon, Europa neu beleben zu können, Russland selbst zum moralischen Verfalle, zur Verderbtheit der Sitten, zur Erniedrigung der Charaktere, zur Hemmung jeder geistigen Entwicklung, mit einem Worte zur Barbarei führten, und dass Russland erst seit Peter dem Großen unter dem Einflusse der Grundsätze europäischer Civilisation sich allmählich entwickelt hat.

Zweitens, dass die alten russischen Grundsätze, zu denen slavophile Schriftsteller zurückkehren, um dieselben der ganzen slavischen Welt als slavische Grundsätze aufzudrängen, nämlich die patriarchale Familie, der gemeinsame Bodenbesitz, die collective Verantwortlichkeit sowie ihre Regierung mit einem alleinherrschenden Czaren, der Gottes Stellvertreter auf der Welt ist, nicht generell-slavisch, sondern specifisch-

russisch sind. Diese Grundsätze sind weder in Polen und Ruthenien noch in Böhmen zu finden, sondern entwickelten sich in Russland unter dem Einflusse von Byzanz und der asiatischen Völker.

Drittens, dass die Russen sich von den Polen, Ruthenen, Czechen, Croaten und anderen Völkern slavischer Abstammung durch ihren Charakter, ihren Geist, ihre Bestrebungen, ihre religiösen Anschauungen, ihre Eigenthümlichkeiten, ihr Familienleben, ihre politischen und socialen Ideen, ihre Sitten, ihre Gebräuche und ihre Institutionen grundsätzlich unterscheiden.

Es fragt sich nun, was wir als slavisch bezeichnen sollen. Soll die Freiheitsliebe des Polen oder die Unterwürfigkeit des Russen slavisch sein; der Individualismus des Polen und des Ruthenen oder das Verzichten auf seinen eigenen Willen zugunsten des Familien-, des Staatsoberhauptes oder sogar des auf die Dauer eines gemeinschaftlichen Unternehmens gewählten Artielchefs des Russen; der poetische, sorglose Sinn des Ruthenen oder der praktische Sinn des Russen; der Fleiß und die Sparsamkeit des Czechen oder die Leichtlebigkeit des Russen; der religiöse Indifferentismus des Czechen, die tiefe Religiösität des Polen und des Ruthenen oder die formelle Auffassung der Religion des Russen; die Stellung der Frau in Böhmen und in Polen oder in Russland u. s. w.? Ebenso wenn man von slavischen Ideen, slavischem Rechte, slavischer Philosophie oder slavischer Civilisation spricht: meint man damit die Ideen, die Rechtsauffassung, die Philosophie oder die Civilisation der Polen, der Ruthenen, der Czechen, der Russen, der Serben, der Bulgaren, der Croaten oder der Slovenen? Jedes dieser Völker entwickelte sich unter besonderen Verhältnissen, und die Czechen, die Croaten und die Polen haben viel mehr Gemeinsames mit den Völkern des Westens als mit den Russen. Ja sogar durch ihr Äußeres unterscheiden sich die Russen von den ihnen am nächsten stehenden Völkern slavischer Abstammung, nämlich den Weißrussen und den Kleinrussen. „Wer, von Osten kommend," sagt der preußische Generalstabsofficier, der sich unter dem Namen Sarmaticus mit dem polnischen Kriegsschauplatze befasste, „die Gesichts- und Körperbildung der Grossrussen aufmerksam betrachtet hat, überzeugt sich leicht, dass westlich des Dniepr ein großer Theil der Bewohner einem anderen Volksstamme angehört. Während unter den Moskowitern die Körperformen abgerundet erscheinen, als wollte jeder Körpertheil für sich die Kugelform darstellen, sieht man hier überall scharfe Züge, ovale Gesichter, schlanke, hohe Nasen, naheliegende

Augen, einen langen Hals und gestreckte Körper. Auch die Trachten sind vielfach abweichend. Im Gegensatz zum Inneren Russlands findet man hier rasierte Bauern." Von der Richtigkeit der Behauptung des Sarmaticus kann sich jeder, der die Reise von Wilno oder Kiew nach Moskau macht, überzeugen. Dies kommt davon, dass die Großrussen, wie wir wissen, ein Gemisch slavischer, finnischer, mongolischer und tatarischer Stämme sind. Hingegen wird mancher unserer Leser, der sich mit der Geschichte des Mittelalters weniger befasste, staunen, wenn er erfährt, dass die Deutschen zwischen der Elbe und der Oder in sich viel mehr slavisches Blut haben als die Großrussen. Wir verwahren uns jedoch gegen den Vorwurf, die Deutschheit dieser Deutschen irgendwie in Frage stellen zu wollen, da nach unserer Ansicht die Nationalität erworben wird, während die Race angeboren ist.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Amos Comenius.

Von Dr. Eduard Fechtner.

Motto: „Erhebe Dein Gemüth zu Gott, so hoch Du kannst,
Lass Dich herab zu Deinem Nächsten, so tief Du kannst;
Sei weich bei fremder Noth und hart bei der eigenen."
Comenius: Das Paradies des Herzens.

Wien.

Mitten aus den Wirren und Kämpfen des dreißigjährigen Krieges, aus den Stürmen der religiösen und politischen Intoleranz und Verfolgungswuth ragt wie ein hoher Friedensapostel der letzte Bischof der böhmischen Brüder, der große Pädagog Johann Amos Comenius hervor.

Tief betrübt über das namenlose Elend seiner Zeit, suchte Comenius nach Hilfe für die leidende Menschheit und fand sie in der Überzeugung, dass „es unter dem Himmel keinen anderen Weg zur Besserung der menschlichen Verderbtheit gebe als den einer vernünftigen Erziehung der Jugend".

Dieser Gedanke ist fortan der Leitstern seines ganzen Lebens und Strebens geblieben. An seinem Schicksal fand Johann Amos freilich einen schlechten Bundesgenossen.

Mit den letzten Resten der Brüdergemeinde aus dem Vaterlande vertrieben, durch Brand und Feindeshand seiner ganzen Habe und seiner wertvollsten Geistesproducte zweimal beraubt, konnte Comenius bei der Verfolgung seiner hohen Ziele leicht den Muth verlieren; gleichwohl verzagte er nicht und wurde an Gottes weiser Vorsehung nicht irre. „Ich danke Gott," schreibt er vielmehr in dem ‚Unum necessarium', „ich danke Gott, der gewollt, dass ich zeitlebens ein

Mann der Sehnsucht sein sollte . . . Die Sehnsucht nach dem Guten ist allezeit ein Bächlein, das aus der Quelle alles Guten, aus Gott hervorfließt. Gott führt uns an dem geheimen Ariadnefaden seiner Weisheit immer endlich wieder zu sich.“

Die Reihe der schweren Schicksalsprüfungen nahm schon in Comenius' erstem Kindesalter ihren Anfang.

Am 28. März 1592 unweit Ungarisch-Brod in Mähren als der Sohn eines aus Comnia stammenden Müllers geboren, verlor Amos frühzeitig seine beiden Eltern. Die Vormünder kümmerten sich nur wenig um des verwaisten Knaben Erziehung, und so kam Comenius erst in seinem 16. Jahre an eine Lateinschule. Als hochbegabter Jüngling wurde er nach deren Absolvierung an die Gelehrtenschule zu Herborn und sodann an die Universität Heidelberg geschickt, um sich auf den Priesterstand vorzubereiten. In seinem 22. Jahre kehrte Comenius wieder in seine Heimat zurück, da er aber für den geistlichen Beruf noch zu jung war, übernahm er vorerst die Leitung der Brüderschule in Prerau. 1616 wurde er dann zum Priester ordiniert und zum Seelsorger und Leiter der Schule in Fulnek, einer der blühendsten Brüdergemeinden, bestellt.

Geachtet von den ihm anvertrauten Glaubensgenossen, geliebt von seiner trefflichen Frau und seinen Kindern, gieng nun Comenius voll frischen Muthes an die Ausführung seiner pädagogischen Ideen. Doch die friedliche Zeit in Fulnek sollte für den armen Mann der Sehnsucht von keiner langen Dauer sein. Nach der verhängnisvollen Schlacht am Weißen Berge drangen die spanischen Truppen bis nach Mähren vor, plünderten und äscherten Fulnek ein und beraubten Comenius nicht bloß seiner ganzen Habe, sondern auch seiner ganzen Bibliothek und seiner zahlreichen Manuscripte.

Comenius lebte nun im Verborgenen theils auf den Herrschaften des Herrn v. Zerotin in Mähren, theils im Riesengebirge unter dem Schutze des Herrn Sadowsky v. Slaupna. Mit Wort und Schrift tröstete er von da aus seine zerstreuten und verfolgten Brüder, er, der am meisten des Trostes bedurfte, nachdem ihm die Pest mittlerweile seine geliebte Frau und seine beiden Kinder dahingerafft hatte. In Brandeis an der Adler, in einer kleinen Hütte versteckt, schrieb Comenius zu seiner und seiner Brüder Erhebung die tiefsinnige Allegorie „Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens“, ein Werk, das nach Gindely selbst einem Heiligen Ehre machen würde.

Als 1627 auch die Beschützer des Comenius das Land verlassen mussten, flüchtete sich Amos wie viele seiner Glaubensgenossen nach Polen, wo bereits zahlreiche Brüdergemeinden existierten, deren Mittelpunkt Lissa Comenius aufs freundlichste aufnahm und ihm die Leitung des dortigen Gymnasiums übertrug.

Von neuem trat nun Comenius an die Ausführung seiner reformatorischen Ideen heran. Dieselben sollten sich um drei Punkte bewegen: um die Verbesserung des Schulunterrichtes; um die Begründung einer allumfassenden realen Disciplin, der Pansophie; endlich um die Darstellung der Mittel und Wege, welche zu einer allgemeinen Einigung, Eintracht und Humanität des Menschengeschlechtes führen könnten, die Panergesis.

Einen Grundriss zu seiner Unterrichtsreform lieferte Comenius bereits 1628 in der ausgezeichneten „Didaktik". Es folgte dann eine nähere Ausführung einzelner Theile derselben in der „Mutterschule" und der „Volksschule".

Zur Reform der Lateinschule verfasste Comenius neben anderen Schriften 1631 die ‚Janua linguarum', welche wegen ihrer ausgezeichneten Methode in zwölf europäische und mehrere morgenländische Sprachen übersetzt wurde. Comenius' Ruhm drang nun schnell in alle gebildeten Staaten Europas.

In England war es hauptsächlich Samuel Hartlib, der für Comenius thätig war und sogar das Parlament bewog, den großen Pädagogen nach England einzuladen.

Comenius, der von England eine ausgiebige Unterstützung sowohl für seine Arbeiten als auch für seine verfolgte Kirche erhoffte, folgte der Einladung und langte im Herbste 1641 in London an. Doch die politischen Wirren, welche mittlerweile in England ausgebrochen waren, machten den guten Willen des Parlaments und der englischen Gelehrten zunichte und Comenius musste unverrichteter Sache fortreisen.

Immerhin blieben Comenius' Ideen in England unvergessen: Miltons treffliches Schriftchen „Of education" mit der Widmung an Hartlib (1644) ist ganz deutlich unter dem Einflusse der pädagogischen Principien des Comenius abgefasst, und auch Lockes „Gedanken über die Erziehung" erinnern noch vielfach an unseren Pädagogen.

Nicht unbedeutend waren auch die materiellen Unterstützungen, die man später Comenius und seinen Glaubensgenossen von England

aus angedeihen ließ; die erste Stelle unter diesen Wohlthätern nahm Graf Pembroke ein.

Gleiches Interesse wie in England brachte man Comenius' Arbeiten auch in Schweden entgegen.

Hier war es außer der Regierung besonders der hochgebildete und überaus reiche holländische Kaufmann Ludwig Van Geer, welcher ein lebhaftes Gefallen an Comenius' Bestrebungen fand und ihm zur Ausführung derselben reichliche Unterstützung versprach. Von ähnlichen Hoffnungen wie bei seiner Reise nach England beseelt, begab sich unser Gelehrter im Sommer 1642 zu Van Geer nach Nord-Köpping und wurde mit dem edlen „Großalmosenier von Europa", wie er ihn nennt, über die noch zu leistenden pädagogischen Arbeiten alsbald einig. Von Nord-Köpping reiste Comenius zu dem Reichskanzler von Schweden Axel Oxenstierna und zu dem Kanzler der Universität von Upsala Dr. Joh. Skyte, um mit ihnen über eine zweckmäßige Schulreform zu conferieren.

Oxenstierna äußerte sich sehr beifällig über Comenius' didaktische Leistungen; ein minder günstiges Prognostikon stellte er aber dessen pansophischen und weltversöhnenden Tendenzen. „Der nordische Adler," erzählt Comenius, „untersuchte die Grundlagen meiner didaktischen und pansophischen Lehre so scharf, wie noch kein Gelehrter vor ihm gethan. Die ersten zwei Tage prüfte er meine Didaktik und schloss mit folgenden Worten: ‚Ich bemerkte wohl von Jugend auf, dass die insgemein übliche Studienmethode naturwidrig sei, konnte jedoch nicht finden, woran es eigentlich liege. Von meinem Könige glorreichen Andenkens einst als Gesandter nach Deutschland geschickt, sprach ich davon mit vielen gelehrten Männern und hatte keine Ruhe, bis ich mit Wolfgang Ratich zusammenkam, von dessen Versuchen zur Verbesserung des Schulwesens ich gehört hatte; er aber bot mir statt der gewünschten Unterredung einen großen Quartanten zu lesen an. Ich unterzog mich auch dieser Mühe, las das ganze Buch und fand, dass er die Gebrechen der Schulen ziemlich gut aufdeckt, ohne jedoch genügende Heilmittel dafür anzugeben. Euer Werk ist auf festern Grund gebaut, fahret darin fort!' . . . Ich that, was ich konnte, antwortete ich, und glaube nun zu einem anderen Werke schreiten zu müssen. ‚Ich weiß wohl,' sagte Oxenstierna, ‚dass Ihr etwas Größeres im Sinne habt, denn ich habe den Vorläufer Eurer Pansophie (Prodromus Pansophiae. 1639) gelesen, davon wollen wir morgen sprechen; jetzt rufen mich anderweitige Staats-

geschäfte ab.' . . . Als er nun am folgenden Tage mit noch größerer Strenge an die Prüfung des pansophischen Versuches gieng, fragte er mich zuerst, ob ich auch Widerspruch ertragen könne? Ich bejahte es und fügte hinzu, jener ‚Vorläufer' sei von meinen Freunden eben deshalb herausgegeben worden, um fremde Urtheile darüber einholen zu können; wir nehmen sie überall gerne auf, um wie viel mehr, wenn Männer von hoher Weisheit und durchdringender Urtheilskraft sie uns bieten. Er bekämpfte nun zuerst die Hoffnungen auf einen besseren Zustand der Dinge, welche man aus der Pansophie schöpfe, sowohl mit politischen Gründen als mit Zeugnissen aus der heiligen Schrift, denen zufolge es gegen das Ende der Welt nicht besser, sondern immer schlimmer werden sollte. Meine Gründe nahm er so auf, dass er endlich mit folgenden Worten schloss: ‚Ich glaube, solche Gedanken hat noch niemand gehabt. Doch bauet nur auf diesem Grunde fort, entweder so werden wir noch zur Eintracht gelangen oder nimmermehr. Indessen rathe ich Euch doch, bei den Schulen zu beginnen, diesen zuerst ihre lateinischen Studien zu erleichtern und damit auch zu jenem größeren Werke den Weg zu bahnen!' . . . Eben darauf drang auch der Kanzler der Universität und fügte noch hinzu, wenn ich durchaus nicht nach Schweden kommen wollte, dass ich mich wenigstens an irgendeinem näheren Orte, namentlich zu Elbingen in Preußen, festsetzen möchte. Da nun auch mein Mäcen nach meiner Rückkunft zu Nord-Köpping ähnliche Wünsche äußerte und ernstlich darum bat, so fügte ich mich endlich darein und kehrte zu den didaktischen Studien zurück, in der Hoffnung, damit in kurzer Zeit fertig zu werden."

Diese Hoffnung gieng freilich nicht in Erfüllung. Da Comenius auf den Wunsch des Elbinger Senates den Unterricht mehrerer angesehener Jünglinge übernehmen musste und außerdem noch mit vielen Sorgen um die zerstreuten Brüdergemeinden belastet war, konnte er mit der Abfassung seines didaktischen Werkes zur „Erleichterung des Lateinunterrichtes" nicht so schnell fertig werden, als er es selbst wünschte, und als es besonders Van Geer verlangte. Es trat deswegen zwischen den beiden Männern eine längere Verstimmung ein. Comenius fühlte sich durch die Vorwürfe des Mäcens umsomehr getroffen, als er die von ihm gespendete Unterstützung zumeist nur für die gedungenen Schreiber und Mitarbeiter verwendete, selbst aber oft mit großer Noth zu kämpfen hatte. „Ach Freunde in Gott," schreibt er einmal im Ausbruche des Schmerzes nach Holland, „wenn

Ihr mich so sähet, als mich jener sieht, der alles sieht, wie könnte Euch einfallen, gegen mich irgendeinen Verdacht zu hegen!"

Endlich 1646 war das Werk vollendet. Comenius reiste damit nach Schweden, und nachdem es dort drei Commissarien geprüft hatten und Comenius selbst noch über ein Jahr an demselben gefeilt, erschien es 1648 in Lissa unter dem Titel: ‚Novissima linguarum methodus'. Fast gleichzeitig mit dieser Schrift wurden fertiggestellt: das ‚Vestibulum rerum et linguarum', die überarbeitete ‚Janua linguarum' mit dem ‚Lexicon januale latino-germanicum' und der ‚Grammatica latino-vernacula' und zuletzt das ‚Atrium rerum et linguarum'.

Nachdem Comenius 1648 zum Bischof der böhmischen Brüder gewählt worden war, kehrte er nach Lissa zurück, wo auf ihn neue Mühen und Sorgen warteten.

Der Westphälische Friede war soeben im Zuge, und Comenius verlor noch immer die Hoffnung nicht, dass den vertriebenen Brüdern die Heimat wiedergegeben würde.

„Ich schreibe im Namen vieler," bestürmte Comenius während der entscheidenden Zeit den Oxenstierna, „und durch ihr Wehklagen bewogen, knie ich zu Deinen Füßen und zu denen Deiner Königin und des Directoriums und beschwöre Euch bei den Wunden Christi, dass Ihr uns, die wir für Christus verfolgt sind, nicht ganz und gar verlasset."

Doch die Bitten und Bemühungen des Comenius fruchteten wenig; die böhmischen Brüder blieben aus dem Westphälischen Frieden ausgeschlossen und erblickten ihre Heimat nie wieder.

Wiewohl Comenius durch dieses Ereignis aufs schmerzlichste enttäuscht ward, hörte er doch nicht auf, für die ihm anvertraute Gemeinde weiter zu sorgen. Viele von seinen Glaubensgenossen wurden auf seine Empfehlung hin in den protestantischen Ländern als Lehrer, Erzieher, Geistliche u. s. w. untergebracht, andere wieder an fremden Lehranstalten unentgeltlich herangebildet und noch andere mit mannigfachen Stipendien und Unterstützungen bedacht.

Für seine pansophischen Arbeiten, zu denen er am liebsten zurückgekehrt wäre, und die schon mit Ungeduld von seinen Gönnern erwartet wurden, fand Comenius bei diesen mannigfachen Sorgen allerdings nur wenig Zeit. Außer einer ganz kurzen Skizze der Metaphysik, die 1649 erschienen war, lag alles Übrige noch in Vorbereitung.

Doch im Frühling 1650 schien für Comenius eine ruhigere Zeit heranzunahen. Der junge Fürst von Siebenbürgen Siegmund

Rákóczy und seine Mutter Susanna baten Comenius dringend, auf ihre Besitzung Sárospatak in Ungarn zu kommen und dort ein pansophisches Collegium in seinem Sinne zu errichten. Da die siebenbürgischen Fürsten zu den eifrigsten Beschützern der Brüder gehörten, riethen selbst die Ältesten der Gemeinde, dem Rufe zu folgen, und so langte Comenius bereits im Mai 1650 in Sárospatak an.

Das neu zu gründende Collegium sollte nach Comenius' Plane aus sieben organisch gegliederten Classen bestehen und mit den entsprechenden lateinischen und magyarischen Lehrbüchern versehen werden. Solange der junge Fürst über Comenius' Bestrebungen mit seiner edlen Huld wachte, gieng die Arbeit gut vonstatten. Als aber Fürst Siegmund im Februar 1652 gestorben war, scheiterte alsbald alles an der Lässigkeit der Schüler und an der Widerspenstigkeit der Lehrer. Comenius raffte seine ganze Kraft zusammen, um ja nicht alles verloren zu sehen, und schrieb zur Aneiferung der Pataker Lehrer und Schüler seinen unvergänglichen ‚Orbis pictus' und ein encyklopädisches Schauspiel ‚Schola ludus'.

Im Sommer 1654 wurde jedoch Comenius von der Unität nach Lissa zurückberufen, da man seiner jetzt dringend bedurfte. Der Graf von Lissa war nämlich mittlerweile zum katholischen Glauben übergetreten und den Brüdern weniger freundlich gesinnt. Außerdem rüstete sich Polen zu einem Kriege mit dem der Unität stets gewogenen Schweden, und so standen den Bewohnern von Lissa harte Prüfungen bevor. Karl Gustav von Schweden rückte 1655 bis gegen die Stadt vor, ließ sie jedoch, vielleicht aus Hochachtung vor Comenius, ganz unversehrt.

Als sich aber am 28. April 1656 die Polen von neuem Lissas bemächtigten, äscherten sie die ganze Stadt ein und trieben ihre Bewohner auseinander. Comenius verlor neuerdings seine ganze Habe, seine Vorarbeiten zur Pansophie, seine Collectaneen zu einem böhmischen Wörterbuche, an denen er 40 Jahre gearbeitet hatte, und viele andere wertvolle Manuscripte.

Der schwergeprüfte Greis floh über Schlesien nach Frankfurt an der Oder. Aber die daselbst herrschende Pest gestattete dem Flüchtling keine Rast. Mit Mühe erreichte er von da aus noch Hamburg, wo er dann zwei Monate krank darniederlag.

Der treffliche Sohn des bereits dahingeschiedenen Ludwig Van Geer, Laurenz, erfuhr jedoch von dem schweren Unglücke des Comenius und säumte nicht, den armen Dulder zu sich nach Amster-

dam zu bringen. Die ganze Stadt wetteiferte nun, dem gebrochenen Greise wenigstens die letzten Jahre seines Lebens zu versüßen. Es wurde eine kostbare Ausgabe seiner gesammten pädagogischen Schriften veranstaltet (1657) und Comenius außerdem reichliche Mittel gewährt sowohl zur Drucklegung mehrerer Erbauungsbücher für die Brüdergemeine als auch zur Unterstützung der zerstreuten Glaubensgenossen.

Ausgenommen die Anfeindungen, welche Comenius die 1657 veröffentlichte Schrift ‚Lux in tenebris‘ verursachte, floss das Leben des greisen Pädagogen jetzt ruhig dahin. Noch immer unermüdlich thätig, gab er 1666 die ausgezeichnete ‚Panergesis‘ und 1668 sein tiefempfundenes Testament, das ‚Unum necessarium‘, heraus. „Mein ganzes Leben,“ heißt es darin, „war nicht mein Vaterland, sondern eine Wanderschaft, meine Herberge ward immer und immer verändert, und nirgends fand ich eine bleibende Wohnung. Nunmehr sehe ich mein himmlisches Vaterland schon nahe, zu dessen Pforte mich mein Führer, mein Licht, mein Erlöser gebracht hat. Ja, Herr Jesu, ich danke Dir ... Du hast mich vor der gemeinen Thorheit der Menschen bewahrt, die allerlei Zufälliges für das wesentliche Gut, den Weg für das Ziel, das Streben für die Ruhe, die Herberg für die Wohnung, die Wanderschaft für das Vaterland halten; mich aber hast Du zu Deinem Horeb geführt, ja getrieben. Gelobet sei Dein heiliger Name.“

Der müde Wanderer starb am 15. November 1671. Sein Leichnam wurde nach Naarden abgeführt und daselbst in der Kirche bestattet. Von seinen Kindern aus der zweiten Ehe überlebte ihn ein Sohn Daniel und eine Tochter Elisabeth, die Mutter des später berühmten Schriftstellers Daniel Ernst Jablonsky.

Die unvergängliche Bedeutung des Comenius in der Geschichte der menschlichen Cultur beruht einerseits auf seiner hohen und allseitigen Auffassung des gesammten Erziehungswesens, andererseits auf der ausgezeichneten reformatorischen Methode seiner Pädagogik.

Alles Lehren und Lernen soll nach Comenius nur ein Mittel sein zur sittlichen Erhebung des Menschen, zur Erneuerung des Paradieses einer friedlichen und gottgefälligen Menschengemeine; es soll demnach die Erziehung die Sache des ganzen Volkes, die heilige Pflicht eines jeden Staates bilden.

In den Schulen müssen alle Kinder, reiche und arme, vornehme und geringe, Knaben und Mädchen, unterrichtet werden. „Es ist kein Grund vorhanden,“ meint Comenius, „das weibliche Geschlecht von

der Bildung auszuschließen . . . Warum sie zum Alphabet zulassen, nachher aber von den Büchern fortjagen? Fürchten wir Leichtfertigkeit? Aber je mehr Gedanken wir uns erwerben, desto weniger Raum ist für die Leichtfertigkeit da, welche aus der geistigen Leere zu entstehen pflegt.

Nicht zu kleinlicher Neugier wollen wir sie erziehen, sondern zur Sittlichkeit und Glückseligkeit. Wir wollen sie besonders in dem unterrichten, was ihnen zu wissen und zu können ziemt, sowohl um das Hauswesen würdig zu verwalten, als auch das Heil ihrer selbst, des Gatten, der Kinder und der Dienerschaft zu fördern."

Die Ordnung und die Methode einer richtigen Erziehung soll aber Comenius zufolge der Natur abgelernt werden. Ihr gemäß soll vor allem für die Gesundheit des Körpers gesorgt werden, weil er zuerst der Ausbildung fähig ist und von seinem Befinden das Befinden des Geistes abhängt. Schon während der Schwangerschaft, meint Comenius, müsse die Mutter um das Gedeihen des Kindes bemüht sein, sie müsse der Diät gemäß leben und sich möglichst still und leidenschaftslos verhalten.

Die ersten sechs Jahre gehört das Kind der mütterlichen Erziehung, der Mutterschule an. In ihr wird die Aufmerksamkeit seiner Sinne geweckt und gebildet und werden ihm die ersten Kenntnisse von der umgebenden Welt beigebracht. Die Zucht und Frömmigkeit sowie mancherlei praktische Fertigkeiten lernt das Kind an dem Beispiele der Eltern.

Es folgt sodann die schola vernacula, die Schule der Muttersprache. Sie befindet sich in jeder Gemeinde und unterrichtet alle Kinder bis zu ihrem zwölften Jahre in der Muttersprache und in den anderen Wissenschaften und Künsten so weit, als sie es für das gewöhnliche Leben vonnöthen haben.

Die nächste Unterrichtsstufe ist die Lateinschule. Diese Lehranstalt besitzt eine jede Stadt, und es werden in ihr nur die begabteren Schüler nach sechs Jahrgängen in den Sprachen, in den sieben freien Künsten,[1]) endlich in der Physik, Chronologie, Geschichte, Ethik und Theologie unterwiesen.

Bezüglich der Akademie, die in jedem Lande vorkommen soll und die talentiertesten von den Jünglingen bis zu ihrem vierundzwanzigsten Jahre bildet, gibt Comenius bloß einige beherzigungswerte Wünsche

[1]) Grammatik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik, Dialektik, Rhetorik.

an. Die Akademie soll Comenius zufolge nur wahrhaft universelle Studien pflegen und den Zöglingen gestatten, gerade demjenigen Studium sich zu widmen, für welches sie die meiste Anlage und die größte Lust in sich empfinden. Die Lehrer sollen durchwegs ausgezeichnete Männer sein, „lebendige Repertorien der Wissenschaften und Künste", und sie sollen bemüht sein, ihre Schüler zu tüchtigen Lenkern für Staat und Kirche zu erziehen.

Mehr noch als an der Studienordnung hatte Comenius an der Unterrichtsmethode zu reformieren, wie sie zu seiner Zeit üblich war. Sie war nach seinem eigenen Urtheile abschreckend, langweilig, dunkel und um das Sittliche zuwenig besorgt. „Sind mir doch selbst," sagt Comenius, „meine schönsten Jugendjahre elendiglich in unnützem Schultreiben verkommen. Ach, wie oft hat mir, nachdem es mir gegönnt war, das Bessere zu erkennen, die Erinnerung an meine verlorene Jugend Thränen ausgepresst, wie oft habe ich im Schmerz ausgerufen: O mihi praeteritos referat si Jupiter annos! Aber der Schmerz ist vergeblich, vergangene Tage kehren nicht zurück. Nur eins bleibt, nur eins ist möglich, dass ich den Nachkommen rathe, was ich nur zu rathen vermag, und nach Darlegung der Weise, wie unsere Lehrer uns in Irrthümer gestürzt, den Weg zeige, wie das Irren zu vermeiden ist."

Die auszeichnenden Eigenschaften der neuen, von Comenius eingeführten Lehrmethode sind nun folgende: naturgemäßes, der Eigenart des Schülers entsprechendes Unterrichtsverfahren, anziehende und schnelle Lehrweise, Parallelismus der Worte und Sachen, Selbstthätigkeit des Schülers, Concentration des gesammten Unterrichtes.

Die gesammten Studien sollen nach Comenius möglichst ein Ganzes bilden: aus einer Wurzel entsprungen sein, in lückenloser Ordnung folgen und in natürlichem Causalnexus stehen. Es sollen demgemäß zuerst die Sinne, dann das Gedächtnis, hierauf der Verstand und zuletzt das Urtheil geübt werden. Es muss mit dem zunächst Liegenden begonnen und dann erst zu dem weiter und immer weiter Entfernten fortgeschritten werden. Die Natur übereilt und überladet sich nicht, sagt Comenius, sie geht langsam, aber sicher vorwärts. Und so darf man auch, meint Comenius, dem Schüler nur so viel auferlegen, als er zu verarbeiten vermag; man lasse ihn daher nicht vielerlei auf einmal treiben, sondern zuerst das eine durch richtiges Verständnis und fleißige Übung befestigen, bevor er an das andere geht. Auch sollte der ganze Unterricht so eingetheilt sein, dass die

unteren Classen den oberen gehörig vorarbeiten, die oberen aber das in den unteren Erlernte befestigen.

Jeder Gegenstand, lehrt weiter Comenius, muss zuerst in seiner Totalität, dann nach seinen Theilen und zuletzt nach dem Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander und zum Ganzen betrachtet werden. Es soll auch jede Wissenschaft und Kunst vorerst nach ihren einfachsten Rudimenten, sodann nach kurzen und klaren Regeln und Beispielen und zuletzt nach ihren Ausnahmen gelehrt werden. Alles Unnöthige, Fremde, allzu Specielle möge übergangen und dem Privatfleiße des Schülers überlassen bleiben.

Für jeglichen Unterrichtsgegenstand flöße man dem Schüler in erster Linie das Interesse ein: durch anziehende und leicht fassliche Darlegung desselben, durch sinnliche Verdeutlichung, durch Weckung der geistigen Mitarbeit des Lernenden. Man lasse den Schüler die Dinge selbst sehen, prüfen und beurtheilen, nicht bloß ihn auswendig lernen, was andere über sie gesagt haben. „Die Jugend recht unterrichten," sagt Comenius, „heißt nicht, ihr einen Mischmasch von Worten, Phrasen, Sentenzen und Meinungen einstopfen, sondern ihr das Verständnis für die Dinge öffnen, damit hieraus wie aus einem lebendigen Quell viele kleine Bäche sich entspinnen."

Beim Sprachunterrichte müsse daher zuerst mit der gründlichen Erlernung der Muttersprache begonnen werden. Man lehre Lesen und Schreiben zugleich, und bei jedem zu merkenden Worte lehre man auch den durch dasselbe bezeichneten Gegenstand kennen. Die fremden Sprachen unterrichte man auf Grund der Muttersprache und der schon bekannten Sprachen, zuerst mehr praktisch durch Beispiele, Lesen und Gebrauch und dann erst durch abstracte Regeln.

Einen ganz besonderen Wert legt Comenius auf die Erlernung der lateinischen Sprache, denn Latein sollte nach ihm auf der ganzen Erde als Universalsprache herrschen, alle Völker sollten sich durch dasselbe verständigen können und auf diese Weise wenigstens zu einer sprachlichen Einheit gelangen. Mit einer noch kühneren Idee trägt sich Comenius in der ‚Methodus novissima linguarum'; er spricht hier nämlich die Hoffnung aus, „es könne einmal eine reale Sprache geschaffen werden, in welcher jedes Wort eine Definition repräsentiere, und die schon durch ihren Klang dem Geiste die Naturen der ausgesprochenen Dinge vergegenwärtige".

Das ganze Unterrichten und Bilden würde jedoch nach Comenius schwer, ja zwecklos sein, wenn man nicht dabei auf drei Dinge noch

bedacht wäre: auf eine vernünftige Schulzucht und auf die sittliche und religiöse Bildung. „Eine Schule ohne Zucht," sagt Comenius, „ist eine Mühle ohne Wasser. Die beste Zucht ist aber jene, welche stets Licht und Wärme, selten aber Donner und Blitz enthält. Die wahre Zucht soll ein Werk der Liebe und Weisheit sein und daher den Schüler nicht niederschlagen, sondern zur freiwilligen und frohen Pflichterfüllung erheben. Alle Sclavenzuchtmittel müssen so viel als möglich überflüssig gemacht werden."

Die sittliche Bildung muss frühzeitig beginnen, sie muss mehr durch Beispiel und Übung als durch Vorschriften gelehrt werden. Besonders tief sollen dem Schüler die vier Cardinaltugenden eingeprägt werden, nämlich die Klugheit, Mäßigkeit, Stärke und Gerechtigkeit.

Zur Pietät soll die Jugend innerlich und äußerlich gebildet werden. Bloß äußerliche Pietät erzieht Heuchler, bloß innerliche schafft in ihre eigenen Träume verliebte Fanatiker. Aus der heiligen Schrift, aus der Welt und aus sich lehre man die Jugend Glauben, Liebe und Hoffnung kennen und alles Thun und Lassen im Verhältnis zu Gott und zum künftigen Leben betrachten.

Das sind die hauptsächlichsten Principien der berühmten Lehr- und Erziehungsmethode des Comenius. Durch alle geht der Zug eines gesunden Realismus, wie ihn vor und nach Comenius nur wenige erfasst. Comenius selbst war in dieser Hinsicht ein fleißiger Schüler des großen Baco, dessen ‚Instauratio magna‘ er als „das leuchtendste Werk des anbrechenden neuen Jahrhunderts der Philosophie" betrachtete.

Gleichwohl ängstete es wieder Comenius, „dass der herrliche Verulam zwar den wahren Schlüssel der Natur mittheilt, aber ihre Geheimnisse nicht aufschließt, nur an wenigen Beispielen zeigt, wie sie aufzuschließen seien, das übrige den künftigen, Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Beobachtungen überlässt".

Comenius wünschte wenigstens den Schatz des schon vorhandenen Wissens registriert zu sehen: als Compendium des bereits Gefundenen und als Übersicht des noch zu Suchenden. Wie er also bemüht war, die ganze Fülle der Sprache in ein naturgemäßes, methodisches Ganze zusammenzufassen, so trug er sich auch mit dem Gedanken, den gesammten Reichthum der menschlichen Weisheit in ein einheitliches System zusammenzustellen.

Weder durch die Bedenken des Oxenstierna noch durch das grausame Schicksal, welches ihm zweimal die wertvollsten Manuscripte

geraubt hatte, eingeschüchtert, arbeitete Comenius an seinem pansophischen Werke fort, und noch auf seinem Sterbebette war er um dessen Herausgabe, soweit er es fertig gebracht, aufs äußerste besorgt. Gleichwohl erblickte von der Pansophie außer einigen Vorarbeiten nur die Abtheilung „Panergesis" das Licht der Welt (1666); alles übrige ist nach Comenius' Tode verschollen und bis heute nicht aufgefunden worden.

Den hohen idealen Wert der „Panergesis oder Berathung über die Verbesserung der menschlichen Dinge" hatte bereits Herder in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" gebührend gewürdigt; ihm folgten C. Chr. Krause und Freiherr v. Leonhardi. Immerhin ist das interessante Schriftchen bis heute noch zuwenig bekannt und gelesen.

Comenius war sich der schweren Aufgabe bewusst, die er mit seiner „Allerweckung" unternommen, aber „die Sache ist so wichtig," meint er, „dass es besser ist, tausendmal die Absicht verfehlen als sie nicht tausendmal versuchen".

Die Mittel nun, welche Comenius der Menschengesellschaft zur Besserung ihrer Verhältnisse empfiehlt, drehen sich um die drei Principien der „Einheit, Einfachheit und Freiheit". Infolge der Einheit sollen sich die Menschen als eine einzige große Familie betrachten und nur im Hinblick auf dieses Ganze handeln und alle egoistischen politischen, nationalen und religiösen Zwistigkeiten fallen lassen; das Princip der Einfachheit oder Einfalt verlangt sodann eine aufrichtige und opferwillige Hingabe an die uns eingeborenen Normen: an die Aussprüche der Vernunft und an die Impulse des Gewissens; das Princip der Freiheit endlich gebietet die Toleranz gegen fremde Anschauungen und Sitten, denn nicht durch Zwang und Gewalt, sondern nur durch liebreiche Überzeugung soll man die Nebenmenschen zum Besseren zu bekehren suchen.

Comenius fühlte recht wohl die übergroße Schwere dieser Forderungen; aber er ließ dennoch nicht die Hoffnung sinken. Er, der Zeuge eines der schrecklichsten Kriege, glaubte dennoch an die Erhebung und Einigung des Menschengeschlechtes.

„Man nennt es mit Unrecht," sagt er, „eine Verwegenheit, wenn jemand im Vertrauen auf Gott und seine gute Sache die ganze Welt anreden und zur Besserung ermahnen will. Sind wir ja doch alle auf dem großen Schauplatz der Welt beisammen, und was da oder dort geschieht, geht alle an. Wir sind auch alle eine große Familie. Mit

demselben Rechte, womit ein Familienglied dem anderen zuhilfe kommt, dürfen wir Menschen unseren Mitmenschen behilflich sein. Nächstenliebe predigt die ganze heilige Schrift, es lehrt sie die gesunde Vernunft . . . Ich hoffe und erwarte es zuversichtlich von meinem Gott, dass meine Vorschläge einst ins Leben treten werden, wenn nur der Winter der Kirche vergangen, der Regen aufgehört hat und die Blumen im Lande hervorkommen werden. Wenn Gott seiner Herde Hirten nach seinem Herzen, die nicht sich selbst, sondern die Herde des Herrn weiden, geben, und der Neid, der gegen die Lebendigen gerichtet ist, nach ihrem Tode aufhören wird."

An seinem Schicksal und an dem Schicksal seiner Kirche erlebte freilich Comenius diese goldene Zeit nicht. Die Brüdergemeinden verfielen und versanken in der Fremde, und Comenius ist ihr zwanzigster und letzter Bischof geblieben.

Wenn Goethes Wort: „Der Glückliche glaubt nicht, dass noch Wunder geschehen!" richtig ist, so dürfte vielleicht das Gegentheil davon nicht minder richtig sein. Es traf dies bei Comenius ein. Der vielgeprüfte fromme Mann ließ sich verleiten, den Prophezeiungen dreier exaltierter Personen seiner Zeit — Kotter, Poniatowska, Drabik — Glauben zu schenken und ihre Faseleien, weil sie dem Schicksale der Unität günstig lauteten, sogar in lateinischer Sprache herauszugeben (‚Lux in tenebris'). Diese Schrift verursachte Comenius viele Anfeindungen und Widerwärtigkeiten; der Schmerz über die lieblosen Kränkungen bricht noch in seiner letzten tiefempfundenen Schrift ‚Unum necessarium' an vielen Stellen durch.

Heute ist die leicht erklärliche Verirrung des edlen, glaubensfesten Mannes längst vergessen, seine großen reformatorischen Ideen leben aber in uns weiter fort, und alle gebildeten Völker ohne Unterschied der Nationalität verehren mit Recht den unvergesslichen „Mann der Sehnsucht", eingedenk der Worte Goethes:

„Wo ein Held und Heiliger starb, wo ein Dichter gesungen,
Uns im Leben und Tod ein Beispiel trefflichen Muthes,
Hohen Menschenwertes zu hinterlassen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz, und was ihn geschmückt und gepeinigt."

Das Wachsthum Budapests.

Von Dr. Gustav Thirring.

Budapest.

Der große Aufschwung, den Ungarn seit 1867 sowohl auf culturellem wie auch auf materiellem Gebiete genommen, machte sich in erster Linie in der Entwicklung der Haupt- und Residenzstadt Budapest kenntlich. Noch vor ganz kurzer Zeit erhob sich Budapest nicht über die zahlreichen Provinzstädte des Auslandes, ja es stand denselben in mancher Beziehung nach. Erst um die Mitte unseres Jahrhunderts nahm es einen rascheren Aufschwung, allein die Periode der Blüte begann erst mit der Wiederherstellung der Constitution, der in kurzer Zeit die Vereinigung der Schwesterstädte Pest und Ofen folgte. Die vereinigte Hauptstadt entwickelte sich seither zu einer Ausdehnung und Pracht, wie sie vor noch kurzer Zeit die Bürger Budapests selbst nicht geahnt hatten, und eroberte sich ganz unversehens einen hervorragenden Platz in der Reihe europäischer Großstädte. Heute nimmt die ungarische Metropole, was die Zahl ihrer Einwohner betrifft, die zwölfte Stelle ein, und noch scheint sie den Zenith ihrer Entwicklung nicht erreicht zu haben. Freilich hält mit dem äußeren Wachsthum der ungarischen Hauptstadt die innere, culturelle Entwicklung nicht immer gleichen Schritt, doch das können wir von einer Stadt, die sich in kaum einem halben Jahrhundert in die Reihe der modernen europäischen Culturstätten emporgeschwungen hat, mit Recht auch nicht fordern. Fasste doch die westliche Cultur hier erst zu einer Zeit Boden, wo sie im Auslande schon zur höchsten Entwicklung gereift war, und kann doch von einem städtischen Leben

speciell in Pest erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit die Rede sein. Es genüge darauf hinzuweisen, dass Pest z. B. am Beginne des 18. Jahrhunderts, wo Berlin 55.000, Neapel 300.000, ja Paris sogar schon 720.000 Einwohner zählten, ein bescheidener Ort mit nicht mehr als 2000 Seelen war. Und wie hoch stand schon damals die Cultur in Paris, das seit einem halben Jahrtausend eine leitende Rolle auf dem Gebiete der Politik, des geistigen und materiellen Fortschrittes spielte! Was gab es in der kleinen Donaustadt nachzuholen und zu schaffen, und wie sehr hemmten die politischen und religiösen Wirren und Kämpfe das Auflodern der Fackel des Fortschrittes und der Civilisation! Darf es uns daher wundernehmen, dass wir noch heute neben dem rapidesten Fortschritt gar oft Zeichen der Zurückgebliebenheit, bedeutende Lücken und Mängel gewahren? Kann es anders sein, als dass bei dem steten Eifer, die Institutionen des modernen Culturstaates anzunehmen, hie und da nur die Form zur Geltung kam, nicht aber auch das Wesen der Reform? Gewiss nicht! Und in diesem Eifer, den die Nation an den Tag gelegt, sehen wir mit Riesenschritten die Hauptstadt Budapest voraneilen. Wahrlich, die Fortschritte, welche die ungarische Hauptstadt im Verlaufe der letzten 25 Jahre gemacht hat, kann nur der beurtheilen, der Augenzeuge derselben war.

Nicht nur das äußere Wachsthum, auch die Fortschritte auf dem Gebiete des Wissens, des Handels und der Industrie sind von überraschender Dimension, und nicht selten fällt die Bemerkung, Budapests Aufschwung erinnere an den der amerikanischen Städte. Mag dieser Ausspruch auch übertrieben sein, ganz unbegründet ist er nicht; denn das Emporblühen der ungarischen Hauptstadt hat unter den europäischen Großstädten thatsächlich nicht seinesgleichen. Es dürfte daher von einigem Interesse sein, die Entwicklung Budapests auf Grund authentischer Daten eingehender zu beleuchten. Wir können uns bei dieser Gelegenheit nicht auf eine Schilderung der materiellen, socialen und culturellen Entwicklung Budapests einlassen, sondern beschränken uns lediglich auf das Wachsthum der Bevölkerung, das an sich schon unsere Aufmerksamkeit verdient; auch gestattet es unser Raum nicht, alle Details dieser Frage zu berücksichtigen, sondern wir begnügen uns damit, auf die hauptsächlichsten Daten hinzuweisen. Die statistischen Daten an sich, auf die wir uns bei dieser Gelegenheit beziehen werden, sind schon mehrfach publiciert (so in Körösis „Die Hauptstadt Budapest im Jahre 1881“, Publication des dortigen

communal-statistischen Bureaus), doch in ähnlicher Zusammenstellung und vermehrt durch die neuesten Censusresultate noch nicht aufgearbeitet, weshalb denselben im Kreise unserer geschätzten Leser einiges Interesse entgegengebracht werden dürfte.

Werfen wir zuerst einen Blick auf das Wachsthum der Bevölkerung Budapests selbst, um dasselbe dann mit dem anderer europäischer Großstädte zu vergleichen.

Es braucht wohl nicht speciell darauf hingewiesen zu werden, dass die auf die verflossenen Jahrhunderte bezüglichen statistischen Angaben ziemlich selten sind und mit einer gewissen Reserve aufgenommen werden müssen. Die ältesten uns zur Verfügung stehenden Angaben beziehen sich auf das Jahr 1686, wo die Stadt Ofen noch in den Händen der Türken war. Damals soll nach Palugyay[1]) die Zahl der Bewohner Ofens 56.000 betragen haben, worunter 16.000 Janitscharen und 10.000 Israeliten. Für dieselbe Zeit schätzte der verdiente Archäologe Dr. Florian Rómer die Bewohnerschaft Pests auf nur 2000 Seelen, die in 278 Häusern Unterkunft fanden. Pest war zu jener Zeit ein noch ganz unbedeutender Ort, der sich erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts weiter zu entwickeln begann und einen größeren Aufschwung nur mit dem Anfang unseres Jahrhunderts nahm. Bis zu jener Zeit war Ofen der kleinen Stadt am linken Ufer bedeutend überlegen, aber auch Ofens Wachsthum war kein gleichmäßig andauerndes. So finden wir Ofen nach der Rückeroberung bedeutend herabgesunken. Eine aus 1720 herstammende Conscription zählt in Ofen 1226, in Alt-Ofen 153 Häuser auf, die Bevölkerung kann daher, 7 Seelen auf ein Haus gerechnet, kaum höher als mit 8500 für Ofen und 1100 für Alt-Ofen veranschlagt werden.[2]) Doch nun sollte ein rascheres Wachsthum folgen. 1780 schätzte Windisch[3]) die Bevölkerung schon auf 21.665 Seelen, 1782 ein amtliches Document im Archiv des ehemaligen Statthaltereirathes auf 23.220, während die Bevölkerung der Stadt Pest in denselben Jahren auf 13.550, respective 17.558 angeschlagen wurde. Das heutige Budapest zählte daher damals (ohne Alt-Ofen) 35.215, beziehentlich 40.778 Bewohner. Die ersten systematischen Zählungen fanden 1786 und 1787 unter Kaiser Josef II. statt und boten einen genaueren Einblick in

---

[1]) Palugyay, „Buda-Pest sz. k. városok leirása." Pest, 1852, S. 172.

[2]) Körösi, „Die Hauptstadt Budapest im Jahre 1881." Heft 1, S. 3.

[3]) Windisch, „Geographie des Königreiches Ungarn." Preßburg, 1780, S. 253, 265.

die Verhältnisse der Population; dem verdienstvollen Director des Budapester communal-statistischen Bureaus, Herrn Josef Körösi, gelang es, den Ausweis dieser Zählungen in den Archiven der Städte Pest und Ofen (in letzterem nur für 1787) aufzufinden, und aus diesem entnehmen wir, dass die Zahl der Bewohner in Pest 1786 19.652, 1787 hingegen 22.417, die der Bewohner Ofens im letzteren Jahre 24.873, zusammen daher 47.290 betrug, ohne die daselbst anwesenden 3398 Fremden einzubeziehen.[1]) Von nun an werden auch die Angaben immer häufiger und das Bild der Entwicklung ein klareres; doch können wir nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass die — verschiedenen Quellen entstammenden — Daten oft einander widersprechen. So nimmt für Pest Schwartner[2]) 1792 die Seelenzahl mit 26.684, Vályi[3]) 1795 schon mit 29.870, Rath[4]) jedoch 1797 wieder nur mit 26.732 an; letztere Angabe dürfte wohl als unrichtig bezeichnet werden, da Häufler[5]) 1799 die Bewohnerschaft Pests gleichfalls auf 29.870 schätzte. Pest hatte somit Ofen, das in demselben Jahre nur 24.306 Bewohner zählte, bereits überflügelt. Und nun schreitet Pest mit immer rascherem Schritte vorwärts, während Ofen sich nur langsam weiter entwickelt. 1810 zählt Pest schon 35.349 Seelen, Ofen nur 24.910, 1815 ersteres schon 43.575, während letzteres sich auch schon auf 34.887 emporgeschwungen hat. Von 1813 bis 1857 stehen uns auf Grund der kirchlichen Schematismen jährliche Angaben zur Verfügung;[6]) wir beschränken uns darauf, hier die Angaben von zehn zu zehn Jahren anzuführen, die genügen, um uns die Entwicklung der beiden Städte vor Augen zu führen. Ofen mit Alt-Ofen schreitet noch immer langsam vorwärts, bleibt sogar Jahre hindurch stationär; 1821 zählt es 33.281 Bewohner (daher weniger als vor sechs Jahren), 1831 schon 38.565, zehn Jahre später auch nur 38.974; nun aber hebt es sich rascher und erreicht 1851 bereits 48.334, 1857 (Volkszählung) endlich 55.240 Seelen. Rascher wächst Pest heran; 1821 finden wir 45.318 Bewohner, 1831

[1]) Körösi, „Die Stadt Pest im Jahre 1870." S. 10. „Die Hauptstadt Budapest im Jahre 1881." Heft 1, S. 10.

[2]) Schwartner, „Statistik des Königreiches Ungarn." Ofen, 1809.

[3]) Vályi, „Magyarországnak leirása." Buda, 1796—1799.

[4]) Rath, „Adresskalender für Pest." Pest, 1803.

[5]) Häufler, „Budapest." Pest, 1854.

[6]) In extenso publiciert in den Monatsheften („Statisztikai Havifüzetek") des Budapester communal-statistischen Bureaus, Jahrgang 1881, S. 131 bis 137.

schon 64.137, zehn Jahre später jedoch auch nur 68.266; 1851 constatiert die Volkszählung aber 127.935 und 1857 bereits 132.651 Seelen. So hat sich also Budapest binnen 44 Jahren von 70.219 Einwohnern auf 187.891 gehoben. Nun aber beginnt die Blütezeit der Hauptstadt. Die Wiederherstellung der ungarischen Constitution und die durch den Gesetzartikel 36 vom Jahre 1872 erfolgte Vereinigung der Schwesterstädte Pest, Ofen und Alt-Ofen lassen Budapest, Ungarns Hauptstadt, zu nichtgeahnter Größe emporsteigen; 1870 beträgt die Zahl seiner Bewohner 280.349, 1876 bereits 309.208 und 1881 nicht weniger als 370.767, also um 90.000 mehr als vor einem Jahrzehnt. Fünf Jahre darauf ergibt die Conscription 422.557 Bewohner, und am 1. Jänner 1891 werden 506.384 Seelen gezählt. Auch seither nimmt die Bevölkerung stetig zu, und das statistische Bureau der Hauptstadt hat für Ende 1892 die Zahl der Bevölkerung mit 532.847 berechnet, d. i. um 462.000 Seelen mehr als vor 80 Jahren.

Um dieses rapide Wachsthum klarer überblicken und daran einige Reflexionen knüpfen zu können, recapitulieren wir die hauptsächlichsten Daten in der folgenden Tabelle:

Wachsthum der Bevölkerung Budapests von 1720 bis 1891.

Jahr	Quelle der Angaben	Ofen und Alt-Ofen	Pest	Budapest
1720	Conscription (im kgl. Archiv) .	9.600	2.600	12.200
1780	Windisch und Dorffinger[2]	21.665[1]	13.550	35.215
1782	" " "	23.220[1]	17.558	40.778
1787	Volkszählung	24.873[1]	22.417	47.290
1799	Häufler	24.306[1]	29.870	54.176
1810	"	24.910[1]	35.349	60.259
1813	Kirchlicher Schematismus . .	34.066	36.153	70.219
1821	" " . .	33.281	45.318	78.599
1826	" " . .	35.840	53.188	89.028
1831	" " . .	38.565	64.137	102.702
1836	" " . .	37.479	64.313	101.752
1841	" " . .	38.974	68.266	107.240
1845	" " . .	42.124	79.777	121.901
1851	Volkszählung	50.127	127.935	178.062[3]
1857	"	55.240	132.651	187.891
1870	"	70.000	200.476	280.349[4]
1876	Conscription	65.233	230.021	309.208[5]
1881	Volkszählung	75.794	284.757	370.767[6]
1886	Conscription	85.701	326.216	422.557[7]
1891	Volkszählung	92.465	399.772	506.384[8]

[1] Ohne Alt-Ofen. [2] Dorffinger, „Wegweiser für Fremde und Einheimische“. Pest, 1827. [3] Nebst Militär. [4] Nebst 9873 Militär. [5] Nebst 13.954 Militär.

Werfen wir vor allem einen Blick auf das Wachsthum der ganzen Stadt, so müssen wir gestehen, dass Budapest seit 170 Jahren einen solch enormen Aufschwung genommen hat wie kaum eine zweite Großstadt Europas. Wohl keine dürfte es geben, die am Beginn des 18. Jahrhunderts, was die Zahl der Bevölkerung betrifft, so unbedeutend gewesen wie das heutige Budapest. Von 12.200 Einwohnern hat sich die Bevölkerung auf eine halbe Million, d. h. auf das Zweiundvierzigfache gehoben. Und auch dieses Wachsthum concentriert sich zumeist auf die letzten drei Decennien. Immerhin war die Zunahme auch im 18. und in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine bedeutende. Keineswegs war aber dieses Wachsthum ein gleichmäßiges. Um ein richtiges Maß hiervon zu gewinnen, berechnen wir das Wachsthum der Bevölkerung im Nachfolgenden nach Jahren und pro mille. Das Resultat ist folgendes:

Zeitabschnitt	Zunahme der Bevölkerung pro Jahr	Zunahme der Bevölkerung pro Jahr und pro mille
1720 bis 1799	531	43·5
1799 „ 1810	553	10·2
1810 „ 1821	1667	27·6
1821 „ 1831	2410	30·7
1831 „ 1841	453	44·1
1841 „ 1851	7083	66·1
1851 „ 1870	5385	30·3
1870 „ 1881	8220	29·3
1881 „ 1891	13.562	36·6

Wir sehen daher, dass die Zunahme der Bevölkerung großen Schwankungen unterworfen war. Nach dem bedeutenden Zuwachs im 18. Jahrhundert folgte am Beginn des 19. ein Rückfall: die Zunahme der Bevölkerung betrug im ersten Jahrzehnt nur 10·2 auf 1000 Einwohner im Jahre; nach und nach besserte sich dies Verhältnis, erreichte 1831 bis 1841 schon die Höhe des 18. Jahrhunderts und stieg im darauffolgenden Jahrzehnt bis 66·1 pro mille. Der unglückliche Ausgang des ungarischen Freiheitskampfes bereitete diesem raschen Aufblühen ein jähes Ende; die Zunahme der Bevölkerung sank pötzlich bedeutend herab, um dann einem ziemlich gleichmäßigen Wachsthum mit etwas steigender Tendenz bis 36·6 pro Jahr und Tausend Platz zu

[6] Nebst 10.216 Militär. [7] Nebst 10.640 Militär. [8] Nebst 14.147 Militär. Von 1870 bis 1891 wurde das Militär nicht in die Bezirke eingetheilt, sondern separat ausgewiesen und ist in unserer Tabelle nur in der Hauptsumme (Budapest) inbegriffen.

machen. Ist daher die relative Zunahme der Bevölkerung seit Herstellung der Constitution auch eine geringere wie in den Jahren 1841 bis 1851, ja sogar wie von 1831 bis 1841, so fällt doch das größte absolute Wachsthum Budapests in die letzten Jahrzehnte. Thatsächlich vermehrte sich die Bevölkerung Budapests von 1799 bis 1870 um 226.173, von 1870 bis 1891 jedoch um 226.035 Seelen, d. h. in den letzten zwei Jahrzehnten um das gleiche wie vorher in 70 Jahren. Wir dürfen dieser absoluten Zunahme im Gegensatz zum geringeren Grade der relativen eine umso größere Bedeutung zuschreiben, als bekanntlich das Wachsthum Budapests als ein vorwiegend externes, durch Einwanderung bedingtes erscheint, daher die Vermehrung der Bevölkerung nicht direct von der Höhe derselben, sondern von äußeren Umständen abhängig ist. Es genüge darauf hinzuweisen, dass die Zahl der Geburten von 1874 bis 1891 265.501, die der Sterbefälle 237.249, der Überschuss der Geburten daher in 18 Jahren nur 28.252 Seelen betrug. Da jedoch die Höhe der Einwanderung nicht ein Postulat der schon sesshaften Bevölkerung ist, so können wir in diesem Falle das Wachsthum der Bevölkerung mit vollem Rechte auf Grund der absoluten Zahlen beurtheilen. Indem wir daher auf diese übergehen, können wir constatieren, dass das absolute Wachsthum der Bevölkerung seit Herstellung der Constitution von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zunimmt; von 1851 bis 1870 betrug der jährliche Zuwachs 5385 Seelen, in den folgenden zehn Jahren 8220 und im letzten Decennium bereits 13.562. Ob dieses Wachsthum in ähnlichem Maße fortschreiten, oder auch nur sich auf derselben Höhe erhalten wird, möge dahingestellt sein. Eine Zeit lang dürfte dies rapide Vorwärtsschreiten noch andauern, für längere Zeit jedoch halten wir es nicht für wahrscheinlich, da ja jedes Wachsthum seine Grenze hat und namentlich in Ungarn immer mehr das System der Decentralisation zur Geltung kommt, das seinen Einfluss schon bisher im rascheren Emporwachsen der Provinzstädte fühlbar machte.

Gehen wir nun zur Beurtheilung der Frage über, wie sich das Wachsthum Budapests auf die einzelnen Theile der Stadt vertheilt, so müssen wir in erster Linie die beiden Ufer der Donau (Ofen mit Alt-Ofen, und Pest) ins Auge fassen. Wir haben schon weiter oben darauf hingewiesen, dass die in früheren Jahrhunderten bedeutend mächtigere Stadt Ofen durch das rasch emporblühende Pest schon mit Ende des 18. Jahrhunderts überflügelt wurde. Es war dies wohl ein natürliches Postulat ebenso der physischen Verhältnisse wie der

politischen Constellationen. Die Stadt Ofen auf ihrem bergigen und durch die Donau einerseits, durch die Gebirge anderseits beschränkten Territorium konnte selbstverständlich mit dem viel günstiger situierten, in seiner Entwicklung durch keinerlei Hindernisse gehemmten Pest nicht für die Dauer gleichen Schritt halten. Je mehr die maßgebenden Factoren die Bedeutung der günstigen Lage von Pest erfassten, desto mehr blieb das rechte Donauufer in seiner Entwicklung zurück. Nach und nach übersiedelten die hauptsächlichsten Ämter und Behörden nach Pest, Cultur und Wissenschaft schlugen dort ihr Heim auf, das sociale Leben concentrierte sich auf der weiten Ebene am linken Donauufer. Auch in dieser Hinsicht war der Einfluss der Wiederherstellung der ungarischen Constitution von belebender Kraft. Pest wurde der Sitz der Ministerien, des Landtages und der höchsten Staatsämter, und es bedurfte nur noch der Vervollkommnung des ungarischen Verkehrsnetzes und einer zielbewussten nationalen Handelspolitik, um die Entwicklung zu voller Entfaltung gedeihen zu lassen. So wurde Budapest und speciell das linke Ufer der Donau, das einst armselige Pest, zu einer Großstadt von bedeutendem Range, zum Centrum des politischen, culturellen und commerciellen Lebens des ungarischen Königreiches.

Die hier in knapper Kürze geschilderten Verhältnisse widerspiegeln sich in der Populationsstatistik der beiden durch die Donau geschiedenen Stadttheile. Das langsam vorwärtsschreitende Ofen wird von dem eilenden Pest bald überholt, und wir finden nur eine einzige Epoche, in der Ofens Wachsthum intensiver ist als das des linken Donauufers. Pro Jahr und Tausend der Bevölkerung berechnet, stellt sich das Wachsthum der beiden Donauufer folgendermaßen dar:

In der Periode	Rechtes Ufer (Ofen)	Linkes Ufer (Pest)
1720 bis 1799	19·4	132·7
1799 „ 1810	2·3	16·7
1810 „ 1821	30·6	15·0
1821 „ 1831	15·8	41·6
1831 „ 1841	1·0	64·4
1841 „ 1851	28·6	87·4
1851 „ 1870	20·9	29·8
1870 „ 1881	7·6	38·2
1881 „ 1891	22·0	40·4

Wenn daher auch das rechte Donauufer in viel mäßigerem Tempo vorwärtsschreitet als das jugendlichungestüme Pest, so können wir es doch als ein erfreuliches Zeichen der Zeit betrachten, dass sich nach dem Stillstande in den Jahren 1870 bis 1881 nun auch

in Ofen ein regeres Leben zu entwickeln scheint. Immerhin halten wir es jedoch für interessant, auch das absolute Wachsthum der beiden Ufer zu beleuchten. Es ergeben sich nämlich als jährlicher Zuwachs der Bevölkerung

in der Periode	am rechten Ufer	am linken Ufer
1720 bis 1799	186 Seelen	345 Seelen
1799 „ 1810	55 „	498 „
1810 „ 1821	761 „	906 „
1821 „ 1831	528 „	1882 „
1831 „ 1841	41 „	413 „
1841 „ 1851	1115 „	5967 „
1851 „ 1870	1046 „	3818 „
1870 „ 1881	527 „	7662 „
1881 „ 1891	1667 „	11.501 „

Auf eine eingehende Untersuchung des Wachsthumes der einzelnen Stadtbezirke können wir uns hier nicht einlassen; wir beschränken uns darauf, zur allgemeinen Charakteristik einige der interessanteren Daten anzuführen. Den Kern der Stadt Pest bildete die Innere Stadt (der jetzige IV. Bezirk); diese hatte 1787, zur Zeit der Volkszählung unter Kaiser Josef II., insgesammt 10.132 Einwohner; von den übrigen Stadttheilen existierten damals nur die Josef- und die Theresienstadt, die beide noch als Vorstädte galten; erstere hatte 5404, letztere 6787 Bewohner. Nach und nach entstanden die übrigen Stadttheile und wurde auch das außerhalb der Zollinie gelegene Extravillan bevölkert; dabei zeigte sich auch hier die in vielen Großstädten gemachte Beobachtung, wonach die innere Stadt nach einer gewissen Zeit in ihrer Entwicklung innehält und die äußeren Theile immer dichter bevölkert werden. Hier waren es namentlich die Theresien- und die Elisabethstadt, die Josef- und die Franzensstadt, die sich in sehr bedeutender Weise entwickelten. Von 1857 bis 1891 stieg die Bevölkerung der damaligen Theresienstadt (die heute in die Theresien- und in die Elisabethstadt zerfällt) von 51.755 auf 178.335, also auf mehr als das Dreifache; die Josefstadt zählte vor 34 Jahren 25.226 Bewohner, heute hat sie deren 92.327; endlich finden wir in der Franzensstadt heute 42.647 Einwohner gegen 11.831 im Jahre 1857. Dem gegenüber hat sich die Bewohnerschaft der Leopoldstadt nur verdoppelt, die der Inneren Stadt nur um ein Viertel zugenommen. Es ist daher klar, dass Budapest heute namentlich durch die obgenannten vier (VI. bis IX.) Bezirke in die Höhe schießt, deren Bevölkerung seit 34 Jahren um 224.000 Seelen zugenommen hat, also fast das ganze

Wachsthum des rechten Donauufers in sich vereinigt. Es mag daher von Interesse sein, die diesbezüglichen statistischen Daten in extenso zu publicieren.

Bevölkerung des linken Donauufers von 1857 bis 1891.

	1857	1870	1881	1891	Zunahme 1857 bis 1891
IV. Bez. (Innere Stadt)	22.026	24.952	28.906	28.059	27·4 Proc.
V. „ (Leopoldstadt)	16.291	21.760	33.694	38.525	137·2 „
VI. „ (Theresienstadt)	51.755	73.760	56.732	88.534	244·4 „
VII. „ (Elisabethstadt)			62.254	89.801	
VIII. „ (Josefstadt)	25.226	41.831	64.083	93.327	270·2 „
IX. „ (Franzensstadt)	11.831	20.189	30.284	42.647	261·1 „
X. „ (Steinbruch)	—	4.353	8.804	19.879	—
Extravillan [1]	5.522	13.631	—	—	—
Linkes Ufer (Pest)	132.651	200.476	284.757	399.772	201·5 Proc.

Wir haben schon zu wiederholtenmalen hervorgehoben, dass das Wachsthum Budapests ein außergewöhnlich großes ist. Um nun von der effectiven Entwicklung der ungarischen Metropole ein richtiges und klares Bild zu gewinnen, sei es uns gestattet, das Wachsthum Budapests mit dem anderer europäischer Großstädte zu vergleichen. Wir wählen die zwölf größten Städte Europas, nämlich: London, Paris, Berlin, Wien, Petersburg, Moskau, Hamburg, Glasgow, Neapel, Liverpool und Manchester. [2]) Budapest nimmt seiner Größe nach in dieser Liste gegenwärtig den zwölften Rang ein, steht daher zwischen Liverpool und Manchester. [3]) Die Daten, auf die wir uns in den folgenden Zeilen beziehen, reichen zumeist bis 1801 zurück, umfassen daher einen Zeitraum von 90 Jahren. Da jedoch die retrograden Bevölkerungsziffern von Petersburg, Moskau, Hamburg,

[1]) Das Extravillan wurde 1881 und 1891 den einzelnen Bezirken zugetheilt; die Bevölkerung des gesammten Extravillans (mit Ausschluss von Steinbruch) betrug 6780 Seelen im Jahre 1881 und 26.537 im Jahre 1891. Der Unterschied gegen 1870 ist daraus zu erklären, dass die Zollinie seither bedeutend weiter hinausgeschoben, daher das Areal und die Volksziffer des Extravillans verringert wurden.

[2]) Konstantinopel mussten wir aus Mangel genügenden Materiales außer acht lassen.

[3]) Die Bevölkerung dieser zwölf Städte ist nach den Resultaten der jüngsten Volkszählung folgende: London hat 4,211.056, Paris 2,447.957, Berlin 1,578.794, Wien 1,365.255, Petersburg 956.000, Moskau 753.469, Hamburg 569.260, Glasgow 567.143, Neapel 531.000, Liverpool 517.384, Budapest 506.384, Manchester 505.243 Einwohner.

Neapel, Liverpool und Manchester uns nur bis 1811, respective 1821 und 1831 zur Verfügung stehen, umfasst unser 90jähriger Rückblick nur die Städte London, Paris, Berlin, Wien, Glasgow und Budapest, und schließen wir diesem anfolgend einen weiteren Vergleich des Wachsthumes aller zwölf Großstädte von 1831 bis 1891 an. Das Resultat ergibt nun folgende interessante Details:

	Bevölkerung 1801	Bevölkerung 1891	Durchschnittlicher jährlicher Zuwachs, pro mille berechnet
London . . .	958.863	4,211.056	37·7
Paris . . .	547.756	2,447.957	38·1
Wien	233.431	1,365.255	53·9
Glasgow . .	77.385	567.143	70·7
Berlin . . .	176.709	1,578.794	88·2
Budapest . .	54.176	506.384	90·7

Keine der hier angeführten sechs Städte weist daher ein so intensives relatives Wachsthum auf wie Budapest, in welchem sich auf je 1000 Einwohner eine jährliche Zunahme von 90·7 Seelen constatieren lässt. Budapest zunächst reiht sich Berlin an mit einem nur um ein geringes kleineren pro mille-Satz. Hierbei muss aber darauf hingewiesen werden, dass Berlin zu wiederholtenmalen, so 1861 und 1877, eine bedeutende territoriale Vergrößerung erfuhr,[1]) während zu Budapest außer der 1872 erfolgten Vereinigung mit Ofen, die jedoch in allen unseren statistischen Angaben berücksichtigt wurde, keinerlei angrenzende Gemeinden einverleibt wurden. Es folgen dann Glasgow mit einem Verhältnis von 70·7 und Wien mit 53·9, während Paris und London nur ein bedeutend geringeres jährliches Wachsthum zeigen. Um jedoch den Vergleich auf alle zwölf größten Städte Europas ausdehnen zu können, wählen wir als Beobachtungsperiode die Jahre 1831 bis 1891. In dieser 60jährigen Periode betrug der jährliche Zuwachs der Bevölkerung auf je 1000 Seelen in

Neapel . . .	8·1	Glasgow	30·0
Manchester . .	18·8	Paris	35·2
Petersburg . . .	19·8	Hamburg	51·3
Moskau . .	23·7	Wien	54·4
London	25·8	Budapest . . .	65·3
Liverpool . . .	29·0	Berlin	89·0

In dieser Periode hat daher Berlin das Wachsthum Budapests um ein nicht geringes übertroffen, keine der übrigen Städte jedoch

[1]) Durch die Erweiterung des Weichbildes steigerte sich die Bevölkerung Berlins 1861 um 35.500, 1877 um 2192 und 1881 um 164 Seelen.

Budapest erreicht. Wir dürfen daher mit Recht behaupten, dass Budapest sich im Laufe unseres Jahrhunderts so rapid gehoben hat wie keine andere der zwölf größten Städte Europas. Und mit Genugthuung dürfen wir darauf hinweisen, dass das mächtige Emporwachsen der ungarischen Hauptstadt nicht auf künstliche Weise durch Einverleibung von Nachbargemeinden erreicht ward (erst kürzlich wurde ein Antrag auf Vereinigung der 22.000 Seelen zählenden Gemeinde Neupest mit der Hauptstadt abgelehnt), sondern durch den Fortschritt der materiellen und geistigen Cultur, die von Jahr zu Jahr größere und größere Volksmassen heranzieht und der rasch zunehmenden Bewohnerschaft neue Erwerbsquellen schafft. So möge denn diese friedliche Entwicklung noch lange andauern und Budapest den achtbaren Platz, den es sich in der Reihe europäischer Großstädte errungen, auch fernerhin behaupten.

Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen. Herausgegeben von Dr. Friedrich Teutsch. Band 6 und 13 der „monumenta Germaniae paedagogica". Berlin, Hofmann & Comp., 1888 und 1892.

Die Schule ist der Gradmesser der Cultur eines Volkes. Dieser Ausspruch hat insoferne seine Giltigkeit, als die Schule einen großen Einfluss auf die Erziehung der Jugend ausübt und diese wieder der Zeit ihren Inhalt gibt, sowie sie selbst von den herrschenden Ideen beeinflusst wird. Die Einwirkung ist also eine wechselseitige und wird umso wichtiger sein, je höher eine Nation an Bildung, je reicher ein Zeitalter an leitenden Geistern ist, und je gewaltiger äußere Verhältnisse einen Sporn zum Aufschwunge geben. Man kann demnach von dem Zustande der Schulen in der That einen Schluss ziehen auf die Bildung einer Nation, und die Geschichte der Schulen eines Staates geht Hand in Hand mit der Geschichte seines Jahrhunderts.

Wenn wir nun in Deutschland trotz manchen trefflichen Monographien und umfangreichen Werken noch keine vollständige Geschichte der Entwicklung unseres Schulwesens besitzen, so liegt dieser Mangel nur in den Schwierigkeiten, das an tausend Orten zerstreute Baumaterial für ein solches Gebäude gesammelt und gesichtet zu erhalten. Diesem Mangel sucht nun das großartige Unternehmen Kehrbachs abzuhelfen, das unter dem Titel „monumenta Germaniae paedagogica" unter Mitwirkung einer Anzahl Fachgelehrter erscheint und dem künftigen Historiker die geeigneten Mittel zur umfassenden, pragmatischen Geschichtsschreibung darbietet. In einer stattlichen Anzahl von Bänden liegt nun bereits eine Reihe von Schulordnungen, kritischen Textausgaben, Biographien u. s. f. vor, und je weiter das Werk fortschreitet, desto besser läst sich erkennen, dass nur auf die von Kehrbach angewandte Weise das vorgesteckte Ziel erreicht werden kann.

Diesem Unternehmen danken wir auch die Herausgabe der „siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen“ durch Dr. Friedrich Teutsch, die unser Interesse in höherem Grade deshalb in Anspruch nehmen, weil sie einerseits die österreichisch-ungarische Monarchie betreffen, und dann, weil sie von einem Volksstamme handeln, der vor mehr als sieben Jahrhunderten aus den fernen deutschen Landen in die östlichsten Grenzen unseres Kaiserthums zog und sich seit jener Zeit in seiner Ursprünglichkeit erhielt, obgleich furchtbare Stürme und grimme Noth gar hart dem knorrigen, tapferen Volke zusetzten. „Der Gang des geistigen und sittlichen Lebens im sächsischen Volk,“ sagt Teutsch in der Vorrede zum ersten Bande, „wird aus denselben besser erkannt, das Ringen des Volkes, auch in der stillen, tiefernsten Arbeit der Schule, die hier so oft schwer bedrohten Güter des deutschen Volksthums zu stützen und zu kräftigen, seinem vollen Wert nach beurtheilt werden können. Über 350 Jahre sind es, dass wir den Bestand der deutschen Schule hier nachweisen können; die erhaltenden und zerstörenden Mächte, die in dieser Zeit in die Entwicklung des ganzen Volkes eingegriffen, haben ihre Spuren auch in der Geschichte seiner Schulen zurückgelassen.“

Teutsch rechnet also die Zeit seit dem Eindringen der Reformation in Siebenbürgen, die bekanntlich sehr rasch nach Luthers Auftreten erfolgte, als die eigentliche Entwicklungszeit des siebenbürgisch-sächsischen Schulwesens, und zwar mit Recht, da nur von da an die Quellen reichlicher fließen und sich die Einrichtungen mit einiger Sicherheit verfolgen lassen. Denn, wenn es auch keinem Zweifel unterliegen dürfte, dass schon zu Anfang der deutschen Einwanderung das Schulwesen auch unter dem Scepter der Arpaden in ähnlicher Weise eine mehr oder weniger kümmerliche Existenz fristete wie in derselben Periode in Deutschland, so fehlen doch die Nachweise, und der Forscher ist mehr auf Vermuthungen als auf Thatsachen angewiesen. Daher möchten wir auch der Anschauung des Verfassers nicht beistimmen, wenn er meint, es habe im Sachsenlande niemals Klosterschulen gegeben, da sich selbst die Kirche national entwickelt habe, und es sei die Schule stets eine Gemeindesache unter dem Schutze der Kirche gewesen, eine Einrichtung, die bekanntlich in den deutschen Landen erst nach langen Kämpfen durchgesetzt wurde. Wenigstens ist uns Teutsch den Beweis für diese Behauptung schuldig geblieben.

Mit desto größerem Vertrauen können wir ihm aber auf das Gebiet der Schulgeschichte in der Reformationszeit folgen. Seit die sächsische Nationsuniversität, welche das Sachsenland politisch vertrat, durch die von Honterus ausgearbeitete Kirchenordnung 1547 den dauernden Rechtsgrund zum Aufbau der deutschen evangelischen Kirche in Siebenbürgen legte, bildete die Schule stets einen wesentlichen Bestandtheil der Kirchenverbesserung. Huet legte seinen Mitbürgern die Sorge für diese Anstalten ans Herz, und es lässt sich bei der 1598 erlassenen Schulgesetzgebung für Hermannstadt nachweisen, „dass alle Wellenschläge, die das Leben in Deutschland bewegen, nach einem bis zwei Menschenaltern auch hier, wenn auch zuweilen stark abgeschwächt, ihre Ringe

werfen. Der geistige Zusammenhang mit Deutschland ist niemals lebendiger gewesen und tiefer gegangen als gerade im Reformationszeitalter".

Nach der Schlacht bei Mohács (1526) trennte sich Siebenbürgen von Ungarn und bildete ein selbständiges Staatswesen. Es wurden — wenn auch wegen der beständigen Türkenkriege nur langsam — die alten Landtagsbeschlüsse gesammelt und erhielten als „Approbaten" 1653 Gesetzeskraft; 1669 wurden die „Compilaten" als Gesetz erklärt, in denen der Besuch ausländischer Universitäten für die sächsischen Landeskinder garantiert wurde. Als aber Kaiser Leopold I. Ofen erobert und Ungarn von den Türken befreit hatte, wurde zwischen ihm und Siebenbürgen 1688 ein Vertrag geschlossen, durch den sich das Land unter den Schutz des Kaisers stellte und ihm Treue gelobte. In dem am 4. December 1691 ausgestellten sogenannten Leopoldinischen Diplom wurde eine Grundlage für den neuen Rechtszustand geschaffen, die sich übrigens auf den Approbaten und Compilaten aufbaute und bezüglich der Religion und der Schule die alten Freiheiten bestätigte.

Dass während der Zeit der Türkenherrschaft auch die Schulen litten, ist selbstverständlich, und erst durch den Szathmárer Frieden 1711 begann wieder ein neuer Aufschwung. Zum Glücke war auch während der schlimmsten Tage der Zusammenhang mit Deutschland nicht ganz unterbrochen worden; es hatten Visitationen der Schulen und Kirchen im Lande stattgefunden; man hatte von Seite der weltlichen Universität sowie in zahlreichen Synoden die Nothwendigkeit eines guten Schulbesuches und die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Inspectionen wiederholt betont: allein erst die Synodalbeschlüsse von 1722 traten an die eigentlichen Lebensfragen der Schule näher heran, und man erkennt in den methodischen Winken, die daselbst ertheilt wurden, bereits den Einfluss des Hallischen Waisenhauses. Nun regt es sich mit aller Macht in den einzelnen Städten; Verbesserungen und Neuorganisationen von Schulen wurden in Angriff genommen, an allen Gymnasialorten werden umfassende Schulordnungen gegeben, wobei „das neue geistige Leben, welches unter Maria Theresias Regierung allmählich auch in die entfernteren Theile des Reiches drang, der schwere Kampf gegen die Gegenreformation sowie das Eindringen der neuen pädagogischen Gedanken aus Deutschland, die dort die Schule umzugestalten begannen", das meiste beitrug. Allein auch manche Hindernisse, die in einer strammeren Handhabung des politischen Regiments und in einer gewissen Bevorzugung der katholischen Religion lagen, unterbrachen die für eine gedeihliche Entwicklung unbedingt nöthige ruhige Entwicklung in unliebsamer Weise. Zwar wurde das Verbot, ausländische Hochschulen zu besuchen, das 1764 erflossen war, über eine tiefernste Vorstellung der Siebenbürger wieder theilweise aufgehoben, weil nachgewiesen wurde, dass dies Verbot ungesetzmäßig sei und den protestantischen Kirchen die Wurzeln ihres Bestandes unterbinde, aber durch die Beschränkung des Besuches auf Candidaten der Theologie sowie auf einzelne bestimmt angeführte Universitäten erlitt die frühere Freizügigkeit einen gewaltigen Stoß. Nach Kotzebues Ermordung durch Sand 1819 ward das Beziehen deutscher Universitäten

vollständig eingestellt und auch später 1830 bloß Berlin den Siebenbürger Sachsen zugänglich gemacht, bis das Jahr 1848 das alte Recht wieder herstellte.

Merkwürdigerweise war sonst zu Maria Theresias Zeiten die evangelische Schule und Kirche in ihren Privilegien nicht gehindert worden, und es war die 1777 für Ungarn und seine Adnexe herausgegebene „ratio educationis" für Siebenbürgen nicht maßgebend geworden. Die Herrscherin begnügte sich, durch Kenntnisnahme der von ihr angeordneten Schulvisitationen Einblicke in die Schulverhältnisse zu thun und eben dadurch die Oberhoheit des Staates zu manifestieren; im übrigen verzichtete sie auf Durchführung des Pergen'schen Programmes der Gleichförmigkeit aller Schulen. „Die Sache änderte sich," wie Teutsch schreibt, „unter Josef II. Der Sohn jener Aufklärungsperiode, der für die historischen Grundlagen des Staats- und Volkslebens kein Verständnis hatte, nahm die Ziele seiner Mutter rücksichtsloser, gewaltsamer auf. Auf politischem Gebiete gieng er — es ist dies die bekannteste Seite seiner Wirksamkeit — ohne sich um bestehende Rechte zu kümmern, vor, um die Einheit des Staates fest zu gründen ... Parallel mit dem Kampfe auf politischem Gebiete lief der für die eigenen Schulen ... Es ist bezeichnend für die josefinischen Bestrebungen, dass gerade die Schule zu jenen Einrichtungen zählte, denen der erste Angriff galt ... Wie der Kaiser die Rücksicht auf das Praktische, das unmittelbar Nützliche bestimmte, wie er ein Feind alles unfruchtbaren Lebens war, so sollten dem Staat durch die Schulen nützliche Bürger erzogen werden, brauchbare Beamte und Soldaten. Dass dabei die ideale Bedeutung des Unterrichtes stark in den Hintergrund trat, entsprach den praktischen Neigungen des Herrschers."

Die Schulanordnungen des Kaisers kamen nicht zur Ausführung: die Absicht, die Schulen aller Confessionen gleichförmig einzurichten, ist erst nach einem Jahrhundert wieder aufgenommen worden. Indes blieb die Spur der josefinischen Zeit für Siebenbürgen eine unvergängliche. Sie weckte alle Kräfte im Lande, und in tiefgehender geistiger Arbeit wurde der erfolgreiche Versuch gemacht, den Grund für den nationalen Bestand der Nation mehr zu befestigen; es erschienen auf allen Gebieten wissenschaftliche Arbeiten, und „die ganze Bewegung gab den Anstoß zur Erwägung aller Fragen, die die Schule berührten", so dass neues Leben in sie hinein kam. Dennoch wird — und zwar mit Recht — von der Birthelmer Synode 1789 geklagt, dass die gesammte Arbeit nur in Ansätzen und Anfängen bestehe, und dass keine das kirchliche Leben tiefer ergreifende organisatorische Thätigkeit sich entwickelt habe. Es waren nur Verbesserungen, die an einzelnen Schulen vorgenommen wurden, ohne dass ein eigentlich durchgreifendes Princip zum Durchbruch gekommen wäre. Und als nun nach dem Tode des unvergesslichen Kaisers wieder überall die Restauration eintrat, bemühte man sich, auch in Schulangelegenheiten die alten Geleise wieder fahrbar und einen ähnlichen Umsturz für die Zukunft unmöglich zu machen. Das Metternich'sche System, welches hierauf kam, war überhaupt jedem Aufstreben hinderlich.

Auch bei der Schule „machte sich in unangenehmster Weise der kleinliche Geist gegenseitiger Absperrung breit . . .“ Das Oberconsistorium, ohne schöpferische Gedanken, quälte sich vergeblich ab, die Abiturienten und Candidaten zu zwingen, vor der obersten Kirchenbehörde ihre Prüfungen abzulegen; erst wurde gestattet, die Maturitätsprüfung, dann auch die Candidatenprüfung vor den Domesticalconsistorien abzulegen; der Gedanke der Gemeinsamkeit trat auch hier zurück.

Erst über ein Begehren der Studienhofcommission in Wien wurde vom Bischof Neugeboren ein Plan für Volksschulen ausgearbeitet und angenommen, der 1823 zur Durchführung gelangte, während die allgemeine Organisierung der Gymnasien nach vielen Berathungen und manchem Schriftenwechsel erst 1836 zuende geführt ward. Die Grundzüge der Reform waren eigenthümliche. Erstlich wurde zwischen Markt- und Stadtschulen unterschieden und dann eine wunderliche Verquickung von Lehranstalten zwischen Bürgerschule und Gymnasium vorgenommen, überdies bei letzteren ein Seminar zur Bildung von Dorfschullehrern und Dorfpredigern ins Auge gefasst. Trotz den Beschlüssen aber kam, namentlich im Gymnasialwesen, keine Einigkeit zustande, und es that eine solche umsomehr noth, als das politische Leben, das seit 1825 in Ungarn wieder erwacht war, das Verfassungswesen der sächsischen Nation bedrohte, und da der Umstand, dass auch viele Magyaren in Siebenbürgen lebten, ein engeres Zusammenschließen der Deutschen nothwendig zu machen schien. Vor allem war der Sprachenkampf im Lande entbrannt, der erst 1847 in politischer Beziehung einen halbwegs befriedigenden Abschluss fand.

Man wollte nun auch auf dem Gebiete der Schule, namentlich des Gymnasiums, einen Ausgleich und ein gemeinsames Vorgehen erzielen und führte deshalb die sogenannten Lustrierungen ein (1844). Allein bevor noch eine Frucht dieser Einrichtung reifen konnte, kam die Revolution 1848, und als sie ihr Ende erreicht hatte, sollte der Organisationsentwurf für Gymnasien und Realschulen, wie er in Wien entworfen worden war, auch in Ungarn und Siebenbürgen eingeführt werden; er gelangte zur Berathung beim Oberconsistorium, welches aber mit den Grundanschauungen nicht übereinstimmte. Während der Exner'sche Entwurf den Schwerpunkt des Gymnasiums auf die wechselseitige Beziehung sämmtlicher Unterrichtsgegenstände legte, blieb das Urtheil der sächsischen Schulmänner auf der Basis der classischen Sprachen stehen. Sie verlangten deshalb eine Reduction der Realien und eine Erweiterung des Studiums der alten Sprachen. Zugleich wehrten sie sich gegen Einführung der ungarischen Sprache, welcher sie die Berechtigung absprachen, als allgemeines Bildungsmittel zu gelten. Am meisten aber legte die Nation darauf Gewicht, dass die Gymnasien evangelische und deutsche bleiben sollten, dass sie die Ernennung der Lehrer und die Aufsicht über die Anstalten behalten müsste, um „die Nationalität und Confession als die Trägerinnen der Cultur im Sachsenlande möglichst zu wahren“. Übrigens wurde ein modus vivendi gefunden, und die sächsische Nationsuniversität erklärte sich zu einer Geldleistung von 25.000 fl. für die bestehenden fünf öffentlichen Gymnasien und zu einer Stipendienunterstützung

von 4950 fl. bereit. Auch für die Volksschulen wurden 8000 fl. und für arme Gemeinden noch überdies 3050 fl. bestimmt. Diese Widmung erhielt 1851 ihre Bestätigung, und es konnte nun auch für die Lehrerbildung im religiös-nationalen Sinne gesorgt werden. Es wurden Seminarien für Prediger und Volksschullehrer A. C. 1851 organisiert und zur Heranziehung tauglicher Schulmänner 1860 ein Stipendienfond ins Leben gerufen.

Als 1868 die Union Siebenbürgens mit Ungarn erfolgte, wurde in den 43 Gesetzartikeln ausdrücklich bemerkt, dass die Gesetze, welche die „Religionsausübungs- und Selbstregierungsfreiheit der Religionsgenossenschaften" gewährleisteten, unberührt aufrecht erhalten bleiben sollten. Und auf diese Gesetzartikel berief sich das evangelische Landesconsistorium in den zahlreichen Bitten und Vorstellungen an den ungarischen Unterrichtsminister und an Se. Majestät den König, als die Gesetzentwürfe des ungarischen Abgeordnetenhauses über die Einführung der magyarischen Sprache als Obligatgegenstand an Volksschulen und die Änderungen im Lehrplane der Mittelschulen den Rechten und Freiheiten der sächsischen Nation in Siebenbürgen entgegentraten. Die ihrem vollen Inhalte nach mitgetheilten Vertheidigungsschriften, die von 1879 an laufen, sind von höchstem Interesse. Mit der umfassenden Petition an den König um Nichtsanctionierung des ungarischen Gesetzentwurfes schließt das eigentliche Material ab.

Wir haben hier in Kürze den historischen Inhalt des äußerst wertvollen Quellenwerkes, welches der Verfasser sammelte, hervorgehoben, wobei wir der mitgetheilten Documente betreffs Errichtung einer juridischen Facultät und einer Universität nicht einmal Erwähnung thaten, weil uns dies zu weit geführt hätte. Wir glauben, Teutsch habe alle vorhandenen Documente gesammelt und benutzt und wird wohl absichtlich die Memoranden unberücksichtigt gelassen haben, welche die Lehrerconferenzen, namentlich der 1873 zu Mediasch abgehaltene Mittelschullehrertag an das Landesconsistorium richteten, weil sie nur Anregungen boten, nicht aber Resultate lieferten. Er hat für die Darstellung seines Stoffes die chronologische Form gewählt, was wir für die Benutzung des Werkes vollständig billigen, wenn es gleich die Übersicht über den Fortschritt und die Entwicklung der einzelnen Anstalten oder der Schulen des ganzen Landes erschwert. Auch hätten wir gewünscht, dass er das Volksschulwesen vom Mittelschulwesen ebenso scharf getrennt und umgrenzt hätte wie das letztere von den Facultäts- und Universitätsstudien, doch dient das zu keinem Vorwurfe des Werkes, das durch ein Verzeichnis der bis 1850 gebrauchten Lehrbücher wertvoll bereichert und durch ein Namen- und Sachregister vervollständigt und für die Hand des Lesers praktisch gemacht wurde. Die beiden stattlichen Bände bilden eine würdige Bereicherung des Kehrbach'schen Unternehmens.

Salzburg. Karl Werner.

Schloss Kostenitz. Novelle von Ferdinand v. Saar. Heidelberg, Georg Weiß, 1893.

Die Novelle „Schloss Kostenitz" ist ein echter und rechter Saar. Wir finden die vertrauten Eigenschaften wieder, die dem Dichter ein besonderes Gesicht verleihen: die abgetönte Sprache, die harmonische Darstellung, seine Vorliebe für blasse Frauengestalten und für Tragödien, die weniger in äußeren Geschehnissen als im Empfindungsleben wurzeln. Die Fabel ist sehr einfach und durchaus nicht außergewöhnlich. Es ist die alte Geschichte von dem jungen Weibe, das an der Seite eines viel älteren Gatten dahinlebt. Aber Saar hat das oftgebrauchte Thema in seiner Weise verändert und eine Erzählung geschaffen, die immer den Eindruck des Frischen und Neuen hervorbringt.

Die Handlung spielt in Österreich, auf Schloss Kostenitz. Der Besitzer, Freiherr v. Günthersheim, zieht mit seiner Gemahlin Clotilde in demselben ein, nicht wie sonst, um bloß den Sommer in der ländlichen Einsamkeit zu verbringen, sondern um dort ganz und für immer zu leben: denn er hat Schiffbruch gelitten in seiner staatsmännischen Laufbahn. Abgeschieden von der Welt, hoffen die Ehegatten ein neues Glück zu finden. Nur die Sorge quält den Freiherrn, dass sich sein Weib, im vollen Zenithe des Lebens stehend, ferner nicht glücklich an seiner, des alternden Mannes Seite fühlen werde. Clotilde aber, ein tief innerliches, empfindungsvolles Wesen, tröstet ihn mit überzeugenden Worten. Ein paar Wochen vergehen in sanfter Gleichmäßigkeit. Da will es das Verhängnis, dass eine Division Dragoner in den Marktflecken einquartiert wird. Dem Freiherrn ist die Störung nicht willkommen, und Clotilde geräth geradezu in Angst. Es ist, als ob ihre sensible Natur Unheil witterte. Einige Dragoner werden nebst ihren Pferden im Schlosse selbst untergebracht und mit ihnen der Rittmeister Graf Priga-Neuhoff, eine elegante, männliche Erscheinung. Clotilde nun schaut eines Tages mit klopfendem Herzen und wachsender Erregung von ihrem Fenster aus zu, wie der Rittmeister ein widerspenstiges Pferd bändigt und sich dabei als ein kühner Reiter erweist. Als sie der Cavalier erblickt, grüßt er sie ebenso ehrerbietig als vertraulich. Erbleichend flieht Clotilde, ohne den Gruß zu erwidern. Ein anderesmal trifft sie ihn zufällig im Park. Der schneidige Mann, gewöhnt, Pferde und Frauen seinem starken Willen zu unterwerfen, macht der Erschreckten einen Liebesantrag. Er duzt sie, umklammert mit nerviger Hand ihren Leib und küsst sie. Sie wehrt sich, aber ihre Knie wanken, die Sinne wollen ihr vergehen. In Clotildens Zügen malt sich entsetzliche Angst; sie will fliehen und deutet an, dass sie ihren Gatten erwarte. Da erst lässt er sie los. Sie taumelt nach Hause, innerlich gebrochen. In ein finsteres Zimmer verschließt sie sich, von schwerer Selbstanklage zermartert. Was sie geahnt und gefürchtet, ist eingetroffen. Sie hat in den Armen des Grafen gelegen und ihn nicht zurückgestoßen; nur eines Haares Breite hat sie von dem Abgrund getrennt, in den sie als Ehebrecherin unrettbar versunken wäre. So findet sie der Freiherr, dem sie alles gesteht. Er sucht sie vergebens zu

trösten, sie hat den inneren Haltepunkt verloren. Zunächst verfügt er sich zu dem Rittmeister, um ihn beinahe flehenden Tones zu bitten, seine Behausung sobald als möglich zu verlassen. Die Antwort lautet zornig und herausfordernd. Aus Rücksicht für seine Gemahlin, der infolge des Vorfalles eine Seelenstörung droht, darf sich der Freiherr nicht schlagen; darum bittet er. Zum Glück trifft eben ein Marschbefehl ein, die Dragoner ziehen weiter. Aber Clotilde verfällt in ein schweres Nervenfieber und stirbt. Der Freiherr begräbt sein Glück. In Trauer und Leid lebt er jahrelang dahin, bis auch ihn das Los des Todes trifft. Der Rittmeister bleibt in einer Schlacht gegen die Italiener.

Die Darstellung des Seelenlebens ist ungemein zart und tief, besonders Clotildens, die daran zugrunde geht, dass sie in einem Augenblick der Schwäche den verführerischen Mann nicht zurückzustoßen vermag. Sie ist geistig jener Marianne verwandt, die zu den schönsten Frauengestalten unseres Dichters gehört. In ihrem empfindlichen Seelenleben ist ihr innerer Zusammenbruch durchaus motiviert. Auch die übrigen Gestalten sind in festen Umrissen deutlich und anschaulich hingestellt. Durch kleine und feine Naturbilder wird eine ebenso poetische als charakteristische Stimmung erzielt, die mit der seelischen in Einklang steht und darum gewissermaßen zur Handlung gehört. So wird denn diese neue Dichtergabe Saars nicht verfehlen, ihm neue Freunde zu den alten zu erwerben.

Wien. Fritz Lemmermayer.

Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Faris.

Kassideh, verfasst zu Ehren des Emins Tadh ul-Fehr, **Johannes Kossow** zum Andenken gewidmet.

Aus dem Polnischen des **Adam Mickiewicz** übersetzt von **Siegfried Lipiner**.

Wien.

Wie fröhlich das Boot, wenn es dem Land entflogen,
Sich wieder auf der blauen Meerflut wiegt,
Mit lüsternem Ruder ihre Brust umschmiegt,
Mit schlankem Schwanenhals hingaukelt über die Wogen:
So der Araber, wenn er vom Felsenland
Sein Ross hinabsprengt ins weite Wüstenthal,
Dass, wie im Wasser heißer Stahl,
Dumpfzischend die Hufe versinken im Sand.

Schon schwimmt mein Ross im trock'nen Meer dahin,
Die körnigen Wogen zertheilend wie ein Delphin;
Immer schnelleren, schnelleren Schwungs
Über den Kies hinfegend jagt es,
Immer höheren, höheren Sprungs
Über den Wirbel des Flugsands ragt es.

Mein Ross ist schwarz der Wolke gleich, der wetterträchtigen,
Die Blässe gleicht dem Morgenstern, dem lieblich-prächtigen;
Dem Spiel der Winde beut es dar der Straußenmähne üpp'ges Haar,
Und Blitze sprüht's vom weißen Huf im Flug, dem mächtigen.

Hebe Dich, Weißhuf, hebe Dich frei!
Ihr Berge, Ihr Wälder, vorbei, vorbei!

Mein harret die Palme mit Schatten, mit Früchten:
Umsonst! Ich reiße mich los!
Beschämt muss sich die Palme flüchten,
Verbirgt sich in der Oase Schoß,
Und aus den rauschenden Blättern weht
Spott ob dem Stolzen, der sie verschmäht.

Die der Heide Saum bewachen, ein stolzer Wall,
Die Felsen dort sehn wild auf den Wüstensohn;
Nachäffend des Hufschlags letzten Wiederhall,
Murmeln sie mir solches Droh'n:

„Der Rasende! Wohin sein Eilen?
Dort, wo Glut vom Himmel fällt,
Dort, wo vor der Sonne scharfen Pfeilen

Nicht wird die Palme mit grünen Haaren,
Nicht ein schimmerndes Zelt ihn wahren:
Ein Zelt ist dort — das Himmelszelt.
Dort übernachtet nur Felsgestein,
Dort lagern im Freien die Sterne allein."

Vorwärts! Es drohe, was drohen mag!
Ich verdopple der Hufe Schlag.
Siehe, die Felsen, die mich geschreckt,
Die stolzen, sind schon dahinten weit,
Fliehen in langer Zeile gereiht,
Einer hinter dem andern versteckt.

Der Geier vernahm sie — da glaubt' er in blindem Erkühnen,
Festnehmen werd' er diesen Beduinen;
Und auf in die Luft, mir nach die Flügel schwang er,
Dreimal in schwarzem Kreis mein Haupt umschlang er.

„Leichenduft," krächzt er, „wittr' ich ringsum;
Der Reiter dumm, der Renner dumm;
Der Reiter sucht seinen Weg im Sand,
Der Weißhuf sucht wohl Weideland:
O Reiter, o Rösslein, verlorenes Treiben!
Wer einmal herdrang, muss hier bleiben.
Der Sturmwind schweift auf den Wegen der Heide,
Doch mit sich trägt er seine Spur;
Nicht für Rosse ist diese Weide,
Weide ist sie für Schlangen nur.
Hier übernachtet nur Todtengebein,
Hier lagern im Freien die Geier allein."

Und er wagt es, mit funkelnden Krallen mir in die Augen zu prahlen,
Und Aug' in Auge sah'n wir uns zu dreien Malen:
Wem ward bang? Dem Geier ward bang,
Dass er auch gleich sich in die Höhe schwang!
Und wie ich den Bogen spannte, die Frechheit zu ahnden,
Und hinter mich schaute zurücke
Um nach dem Geier zu fahnden:
Schon hieng er, ein gräulicher Punkt, in der Luft
Wie ein Sperling groß — ein Schmetterling — eine Mücke —
Bis ganz er zerschmolz im bläulichen Duft.

Hebe Dich, Weißhuf, hebe Dich frei!
Vorbei, Ihr Felsen, Ihr Geier, vorbei!

Da, unter der Sonne hervor kam die Wolke des Westens geflogen,
Jagte mit weißer Schwinge mir nach am Himmelsbogen,
Sie wollte droben gelten als Himmels-Durchstürmerin,
Wie ich der Heide-Durchstürmer bin!
Über dem Haupt mir blieb sie hangen,
Also wispernd die Worte, die bangen:

„Der Rasende! Wohin sein Eilen?
Wo die Brust zerschmilzt in Durstesbrand,
Wo die Stirne, starrend von heißem Sand,
Kein Wölkchen auch nur betropft zuweilen.
Die keimlose Flur durchtönt kein Quell
Mit Lauten, lieblich und silberhell;
Der Thau, eh er zur Erde rinnt,
Wegstiehlt ihn im Flug der hungerige Wind.“

Vorwärts! Es drohe, was drohen mag!
Ich verdopple der Hufe Schlag!
Und die Wolke, sie wankt, wird müder und müder,
Neigt tiefer, tiefer die Stirne hernieder,
Bis sie matt auf die Felsen gelehnet lag.
Und da ich noch einmal verächtlich wandte den Blick,
Lag sie schon hinter mir um den ganzen Himmel zurück.
Und nun verrieth sie, was sie geheckt für Arg:
Wie die Röthe der Bosheit ins Antlitz ihr schoss,
Wie die Galle des Neides sie überfloss,
Bis sie schwarz ward wie ein Leichnam und in den Bergen sich barg.

Hebe Dich, Weißhuf, hebe Dich frei!
Ihr Geier, Ihr Wolken, vorbei, vorbei!

Und über der Sonne Rundbahn schweifte jetzt
Mein Auge suchend umher:
Ob am Himmel, auf Erden noch einer mich hetzt —
Nun sah ich keinen mehr.
Hier liegt die Schöpfung in Schlaf gestreckt,
Von menschlichen Tritten nie geweckt;
Still träumt hier jeglich Element
Wie das Wild, das noch keinen Jäger kennt,
Das nicht in Angst auseinanderflieht,
Wenn es den ersten Menschen sieht.

Um Gott, ich bin hier der erste nicht!
Auf sandigem Werder, verschanzt im Kreis,
Was für Heerschar blinkt dort im Licht?
Verirrte? Räuber, die lauernd schleichen?
Die Reiter in Weiß, die Pferde so grauenhaft weiß!
Ich spreng' auf sie zu — sie stehen in Ruh',
Ich rufe sie an — kein Laut, kein Zeichen:
Das sind Leichen!
Eine alte Karawane,
Aus dem Sande gewühlt vom Wind!
Reitergerippe auf Gerippen von Kameelen;
Wo einst Augen waren, durch die Höhlen,
Durch die entfleischten Kiefern rinnt

Sprudelnd der Sand; mit schrecklichem Mahnen
Unheimlich knirscht er in mein Ohr:
„Beduine, rasender Thor,
Wem rennst Du entgegen? Den Orkanen!“

Vorwärts! Mich schreckt nicht, was es auch sei!
Hebe Dich, Weißhuf, hebe Dich frei!
Leichen — Orkane — vorbei, vorbei!

Der Orkan, der schlimmste Stürmer aus Afrikas Wüstenbrand,
Schlenderte einsam über den strudelnden Sand.
Von fern erblickt er mich, da stutzt er, da staunt er,
Und um sich selbst sich drehend, so zu sich selber raunt er:
„Was für Sturm ist das dort, von meinen jüngern Brüdern,
Mit diesem Wuchs, dem winzigen, diesem Flug, dem niedern:
Der wagt's, die Lande zu treten, die ich zum Erbe gewann?!“
Brüllt auf und als Pyramide zog er zu mir heran.
Und da er sah, dass ich sterblicher Art,
Und dass mir nicht bange ward:
Da hat er vor Wuth auf den Boden gestampft,
Dass ganz Arabien in Staub gedampft.
Und über mich hergefallen
Wie ein Falk auf die Beute, packt er mich mit den Krallen
Sengt mit dem Athem, dem brandschnaubenden,
Peitscht mit den Flügeln, den sandstaubenden,
Empor mich wirft er, nieder mich stürmt er,
Ladungen Kies auf das Haupt mir thürmt er.
Doch ich raffe mich auf, an den Leib rück' ich ihm,
Die geringelten Glieder zerstück' ich ihm.
Den kiesigen Körper in Fetzen zerreiß' ich,
Mit wüthenden Zähnen die Brust ihm zerbeiß' ich.
Und aus meinen Armen himmelwärts, säulengleich reckt er sich;
Freikommen wollt' er — nicht kam er frei!
Mitten im Leibe reißt er entzwei,
Stürzt, speit von oben mächtigen Sandregens Schwall —
Nun wie ein riesiger Wall
Zu meinen Füßen, ein Leichnam, streckt er sich.

Ich athmete auf! In die himmlische Ferne
Stolz hab' ich den Blick zu den Sternen geschickt;
Und sie alle, mit gold'nen Augen, die Sterne,
Alle haben auf mich geblickt.
Denn im ganzen irdischen Umkreis hier
War nun niemand außer mir.
Hier aus dem Innersten tief aufathmen — welch eine Lust!
Weit athm' ich, breit, aus voller Brust,
Dass meinem Athem kaum genügen kann
Das ganze Luftmeer von Arabistan.
Mit der Augen ganzer Sehkraft hier schauen — welch eine Lust!

Wie sich mein Auge gedehnt, geweitet,
Fern in den Raum hin sich gebreitet,
Dass mehr der Welt mein Blick ins Auge bannt,
Als rings der Horizont umspannt!
Mit aller Macht seine Arme hier strecken — welch eine Lust!
Gegen die Welt hin streckt' ich sie freundlich und hold,
Als wenn ich vom Osten zum Westen sie umfangen sollt'!
Pfeilscharf in den oberen Abgrund stürmt mein Gedanke von hinnen,
Fliegt aufwärts, aufwärts, aufwärts bis zu des Himmels Zinnen.
Gleichwie die Biene ihr Herz lässt, wo sie den Stachel versenket,
So hab' ich mit meinen Gedanken mein Leben im Himmel ertränket!

Schloss Párad.

Lustspiel in vier Acten von **Anton Günther (Elimar Herzog von Oldenburg).**

(Fortsetzung.)

Schloß Erlaa.

Zweiter Act.

(Inneres der epheubewachsenen Ruine eines Castells. Im Hintergrunde große Fensteröffnungen, durch welche man eine Fernsicht auf das Gebirge hat. Vorn rechts und links und hinten rechts Eingänge. Der Eingang hinten rechts liegt höher, und mehrere steinerne Stufen führen zu ihm hinan. Mauertrümmer und große Steine, auf denen man sitzen kann, liegen umher.)

1. Scene.

Irma und **Richard** (von links).

Irma (nachdem sie sich umgesehen hat). Sie haben recht, Herr Doctor, diese Aussicht ist wirklich herrlich! Unvergleichlich schön!

Richard. Nicht wahr, gnädiges Fräulein, meine Beschreibung war nicht übertrieben ... (Nimmt den Hut ab und grüßt humoristisch gegen den Hintergrund.) „Hut ab" vor dem schönsten Punkt in der ganzen Campagna! Ich bin nun schon seit anderthalb Jahren in Rom ... meine historischen Forschungen führen mich die Kreuz und Quer ... ich kenne die ganze Campagna in- und auswendig ... wohl zwanzig-, dreißigmal war ich schon in dieser Ruine, und doch, jedesmal wenn ich wieder hieher zurückkehre, packt mich hier von neuem die ganze Macht der großen Zauberin Campagna romana und wie im Fieberfrost schüttelt's mich vor lauter Lust und Wonne! — Kann man sich aber auch etwas Schöneres denken als diese Fernsicht auf die blauen Albanerberge? (Zieht ein kleines Fernrohr aus der Tasche und gibt es Irma.)

Irma (sieht durch das Fernrohr). Wie schön muss es erst dort in den Bergen sein!

Richard. Wenn Sie nicht schon leider so bald wieder abreisten, würde ich Ihrem Herrn Vater einen Ausflug nach Frascati mit seinen prächtigen Villen, nach Albano und dem zauberisch-schönen Nemisee vorschlagen.

Irma. Ich fürchte, wir werden schon in den nächsten Tagen wieder abreisen müssen.

Richard. Nachdem Sie erst acht Tage hier sind und kaum ein Drittel aller Sehenswürdigkeiten, und das auch nur im Fluge, besichtigen konnten? O, das dürfen Sie nicht ...

Irma. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie dankbar ich ... mein Vater und ich Ihnen sind, dass Sie so gütig waren, unseren Cicerone zu machen. Ohne Sie hätten wir nicht die Hälfte von all dem Schönen und Interessanten zu sehen bekommen ...

Richard. Aber ich bitte, Baronesse ... ich habe zu danken, dass Sie mir die Freude ... das Glück zutheil werden lassen, Ihr Führer sein zu dürfen. – Jetzt muss ich Ihnen aber noch eine andere Aussicht zeigen, welche dieser hier an Schönheit beinahe gleichkommt. Haben Sie die Güte, die Treppe hinaufzusteigen; sie führt in einen halbverfallenen Thurm, von wo aus Sie die ewige Roma in ihrer ganzen stolzen Pracht erblicken werden.

(Beide hinten rechts über die Treppe ab.)

2. Scene.

Baron und **Paul** (von links, Cigarren rauchend).

Baron. Lieber Graf, Ihre Cigarre ist ganz excellent. Alle Achtung! Aber, nehmen Sie mir es nicht übel, meine Non plus ultra la Flor de Morales ist doch noch besser.

Paul. Ah wirklich? Da bin ich doch begierig ...

Baron. Wenn Sie mich in Ungarn auf meinem Schloss Párad besuchen, dann sollen Sie die Flor de Morales rauchen. Mein Kammerdiener hat leider vergessen, sie mir einzupacken. Wegen meiner plötzlichen, ganz unerwarteten Abreise hatte nämlich meine gesammte Dienerschaft total den Kopf verloren. Alle liefen wie die Narren durcheinander ...

Paul. So plötzlich mussten Sie abreisen?

Baron. Jawohl, ganz plötzlich. Ich saß vormittags sehr gemüthlich in meinem ... meinem Palmenhause, hatte mit Herrn Zweigenthal ... (sich corrigierend) mit meinem Banquier conferiert und las nun die Zeitung, meine Flor de Morales rauchend. Da bringt mir mein Kammerdiener ein Telegramm aus Rom, worin man mich auffordert, sofort dahin abzureisen, um der Eröffnung des Testamentes meines dort vor kurzem verstorbenen Vetters Lothar beizuwohnen. Dieser Vetter war ein sehr reicher Mann, mehrfacher Millionär ...

Paul. Sie haben ihn beerbt?

Baron. Verschiedener noch zu erledigender, zeitraubender Formalitäten wegen findet die Testamentseröffnung erst morgen statt. Ich werde jedenfalls Universalerbe sein ... (Mit überlegenem Lächeln.) Wenn ich's am Ende auch gerade nicht nöthig habe ... so ein paar Milliönchen sind doch nicht zu verachten. — Aber wo steckt denn nur meine Irma? Sie ziehen da immer mit mir ganz allein herum, und eigentlich verdanke ich doch nur meiner Tochter das Vergnügen Ihrer werten Bekanntschaft.

Paul. O Herr Baron, ich bitte ...

Baron (humoristisch mit dem Finger drohend). Leugnen Sie nicht, junger Mann. Gestehen Sie es nur ganz offen: lediglich meiner Tochter wegen, um deren Bekanntschaft zu machen, ließen Sie sich mir heute vormittags im Restaurant des Hôtels vorstellen.

Paul. Ich kann allerdings nicht leugnen, dass zunächst der Wunsch, mich der Baronesse vorstellen zu dürfen ...

Baron. Und so weiter, und so weiter ... das bedarf doch keiner Entschuldigung mir, dem zärtlichen Vater, gegenüber, der außerdem aus eigener Erfahrung nur zugut weiß, dass Jugend am liebsten mit Jugend verkehrt. (Singt.) „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar" ...

Paul. Die Baronesse scheint wirklich verschwunden zu sein.

Baron. Wahrscheinlich lässt sie sich wieder angesichts eines antiken Ziegelsteines eine historisch-archäologische Vorlesung durch den Doctor Bort halten.

Paul. Was ist das eigentlich für ein Mann, dieser Doctor?

Baron. Ach, ein ganz harmloser junger deutscher Gelehrter, den wir als „Baedeker" benützen. Wir lernten den Mann zufällig an der Table d'hôte kennen. Ich diniere sonst auf Reisen grundsätzlich stets im Hôtel in meinem Salon, aber meine Irma wünschte an der Table d'hôte zu speisen. Es amüsiert eben das Kind, die vielen Menschen zu sehen ... (In den Eingang vorn rechts sehend.) Wer kommt denn da?

Paul (verstimmt). Dass man dem Menschen auch überall begegnen muss! Das ist der Maler Eberhard. Habe ihn leider neulich bei der Gräfin Werkenitz kennen gelernt, deren Tochter er im Zeichnen und Malen unterrichtet. Ein ganz unausstehlicher, zudringlicher Mensch, dieser Maler. Thut immer so familiär, als ob er unseresgleichen wäre.

Baron. Muss man sich also vom Leibe halten?

Paul. Jawohl, und zwar recht weit ab.

3. Scene.

Vorige. Eberhard (von vorn rechts). **Irma und Richard** (von hinten rechts. Sie bleiben hinten).

Eberhard (etwa fünfzig Jahre alt. Sammtanzug, Schlapphut, Jagdkamaschen, Knotenstock, auf dem Rücken einen kleinen Tornister. Grüßt höflich). Ah, guten Tag, Herr Graf.

Paul (grüßt nachlässig).

Eberhard. Darf ich bitten, mich bekannt zu machen ...

Paul (zum Baron, nachlässig). Maler Eberhard.

Eberhard (welcher bei Nennung seines Namens grüßte, bemerkt den unhöflichen Gruß des Barons und setzt den Hut wieder auf. Zum Baron, kühl). Sehr erfreut. (Grüßt den Baron ebensowenig höflich, wie dieser ihn grüßte, und geht nach hinten, gibt Richard die Hand und wird von diesem Irma vorgestellt.)

Baron (zu Paul, halblaut). Wie unhöflich der ungezogene Mensch, dieser Maler, mich grüßt. Ganz unglaublich.

Paul (halblaut). Jetzt hat der Zudringliche sich auch schon der Baronesse vorstellen lassen.

Irma (nach vorn kommend). Lieber Papa, Du musst durchaus die prachtvolle Aussicht vom Thurm aus sehen.

Paul. Ich würde vorschlagen, zuvor noch einen kleinen Spaziergang zu machen, etwas weiter hinaus in die Campagna.

Richard. Nur nicht zu weit von der Straße ab. Die Gegend ist hier etwas unsicher. Erst vor acht Tagen noch wurden mehrere Engländer nicht weit von dieser Ruine durch Campagnolen überfallen, ihrer Uhren, Ringe und Börsen beraubt, und einer der Engländer, welcher sich zur Wehre setzte, erhielt sogar einen Dolchstich in die Hand.

Baron. Hahaha, da hört man den ängstlichen Herrn Gelehrten.

Richard (bescheiden, aber bestimmt). Pardon, Herr Baron, „ängstlich" ist in diesem Falle wohl nicht das richtige Wort. „Vorsichtig" ...

Baron. Gut. Also „vorsichtig", Herr Doctor, wenn Ihnen das besser gefällt. Ich als ehemaliger Uhlan ...

Paul. Ah, Sie waren auch Officier?

Baron. Das will ich meinen! Ein flotter, eleganter Uhlanenofficier.

Irma (welche sich bis jetzt mit Richard und Eberhard unterhielt). Papa, der Herr Doctor meint, wir sollten wenigstens uns sofort auf den Weg machen, damit wir noch vor Einbruch der Dunkelheit wieder das Stadtthor erreichen könnten.

Baron (lachend). Hat Dich der vorsichtige Herr auch schon vorsichtig gemacht?

Richard. Die Mietswagen fahren langsam und ...

Baron. Ja, da haben Sie recht. (Zu Paul.) Das nächstemal, wenn ich wieder nach Rom komme, bringe ich einen meiner Viererzüge mit, ungarische Vollblutpferde, und dann werde ich einmal den Herren Römern zeigen, was kutschieren heißt!

Eberhard (zu Richard, in den Eingang vorn links zeigend). Alle Wetter, da kommt ja unser großer „Modendenker" gefahren!

Richard. Modendenker?

Eberhard. Sie wissen doch, was ein Schlachtendenker ist?

Richard. Selbstverständlich.

Eberhard. Nun also: wie der Schlachtendenker ein berühmter Stratege, so ist dieser (nach dem Eingang vorn links zeigend) Modendenker da ein berühmter Schneider. Und zwar einer der gefeiertesten Herren- und Amazonenschneider von ganz Europa. Dabei aber doch ein beklagenswerter Mann. Der Ärmste hat sich nämlich durch seine allzu große Vorliebe für Hummer, Trüffeln und Gänseleberpasteten das traurige Los einer überfütterten Straßburger Gans bereitet: es schmeckt ihm n i c h t s mehr! Sehen Sie nur, wie melancholisch der große Mann da aus seinem Wagen herausklettert. Armer Schabratzky!

Paul. Wie, Schabratzky ist hier? (Sieht nach dem Eingang vorn links.)

Baron (erschrocken; beiseite). Schabratzky hier? Ah fatal! Der wird mich mahnen! (Sieht unruhig und ängstlich nach dem Eingang vorn links.)

Paul. Wahrhaftig, da kommt er. Das ist mir sehr angenehm. Wollte gerade heute ihm eines neuen Fracks wegen schreiben. (Zum Baron.) Sie lassen selbstverständlich doch auch bei ihm arbeiten?

Baron (alle Augenblicke unruhig und ängstlich nach dem Eingang vorn links blickend). Jawohl, jawohl!

Paul. Bei dem Anzug, den Sie da anhaben, hat sich übrigens Freund Schabratzky nicht gerade ausgezeichnet.

Baron (unruhig). Ich ... ich ... ich brauche so enorm viele Anzüge ... ab und zu, um schneller die Kleider zu bekommen, lasse ich auch in Pest arbeiten. Dieser Anzug ist nicht von Schabratzky ... Ich würde übrigens doch rathen, jetzt zu gehen ... Es ist doch wohl am Ende besser, wenn wir vor Dunkelwerden wieder in Rom sind. (Paul den Arm gebend.) Kommen Sie, kommen Sie, Graf. (Mit Paul vorn rechts ab. Irma und Richard folgen ihnen.)

Eberhard (geht nach hinten, setzt sich auf einen Mauervorsprung, nimmt aus seinem Tornister Brot, Fleisch und eine Feldflasche, isst und trinkt während der folgenden Scene und zündet sich dann eine kurze Pfeife an).

4. Scene.

Eberhard (sitzt hinten). **Schabratzky. Charles** (welcher einen Paletot über dem Arm trägt). **Lohndiener** (mit einem Feldstuhl und einem großen Frühstückskorb).

Schabratzky (etwa fünfzig Jahre alt. Ziemlich corpulent, gelblicher Teint, leberleidend. Immer missvergnügt. Sehr würdevoll in Sprache und Bewegungen. Übertrieben elegant gekleidet. Brillantringe, Brillantnadel, dicke goldene Uhrkette, Spazierstock mit goldenem Knopf. Bleibt vorn stehen; zum Lohndiener). Warum haben Sie mich eigentlich hieher gebracht?

Lohndiener (mit tiefer Verbeugung). Weil dies einer der schönsten und sehenswertesten Punkte der ganzen Campagna ist, Eccellenza. Alle Fremden von Distinction besuchen diese Ruine.

Schabratzky. Mit einem Wort also: man muss hier gewesen sein?

Lohndiener. Zu befehlen, Eccellenza.

Schabratzky. Nun meinetwegen. — Charles!

Charles. Monsieur ...

Schabratzky. Mon pliant!

Charles (stellt ihm den Feldstuhl hin).

Schabratzky. Charles!

Charles. Monsieur ...

Schabratzky. Mon paletot!

Charles (zieht ihm den Paletot an).

Schabratzky (setzt sich vorn in der Mitte, Gesicht gegen das Publicum. Charles und Lohndiener stehen dicht hinter ihm). Charles!

Charles. Monsieur ...

Schabratzky. Mon déjeûner!

Charles (nimmt aus dem Frühstückskorb zwei silberne Teller mit Hummer und Pastete, außerdem Brot, Gabeln, Messer und Servietten heraus. Neben Schabratzky tretend). Monsieur est servi. Du homard à la Bellevue et du pâté au foie gras de Strasbourg.

Schabratzky. Donnez-moi d'abord le homard, Charles. (Nachdem er gekostet, schneidet er eine Grimasse. Seufzend.) Non, je veux du pâté. (Nachdem er gekostet, schneidet er eine Grimasse. Seufzend.) Je n'ai pas faim. (Versinkt in Nachdenken, ab und zu melancholisch den Kopf schüttelnd.)

Charles und **Lohndiener** (hinter Schabratzky stehend, verzehren inzwischen mit großem Behagen Hummer und Pastete).

Schabratzky (nach einer Pause). Charles!

Charles (kauend). Mo ... Mo ... Monsieur ...

Schabratzky. Des biscuits et du Champagner.

Charles (nimmt aus dem Frühstückskorb einen Teller mit Biscuits, ein Champagnerglas und eine halbe Flasche Champagner, welche in einem Kühler steht, heraus, schenkt ein und serviert Glas und Biscuits).

Schabratzky (nachdem er einen Schluck getrunken, schneidet eine Grimasse). Je n'ai pas soif. (Starrt melancholisch vor sich hin.)

Charles und **Lohndiener** (essen die Biscuits und trinken den Champagner).

Schabratzky (nach einer Pause). Charles!

Charles. Monsieur ...

Schabratzky. Un cigare!

Charles (präsentiert ihm Cigarrentasche und brennende Lunte)

Schabratzky (nachdem er einen Zug gethan, schneidet eine Grimasse und wirft die Cigarre weg). Nein, ich mag nicht rauchen.

Lohndiener (hebt die Cigarre auf und raucht sie heimlich).

Schabratzky. Lohndiener!

Lohndiener (versteckt die Cigarre hinter seinem Rücken). Eccellenza befehlen?

Schabratzky. Es ist langweilig hier. Der Wagen soll vorfahren.

Charles und **Lohndiener** (vorn links ab mit dem Frühstückskorb).

Eberhard (welcher die ganze Scene mit heiterem Antheile verfolgte, steht auf und kommt nach vorn) Guten Tag, Herr Schabratzky.

Schabratzky (springt auf und verbeugt sich). Ah, Excellenz ...

Eberhard. Pst! Nichts von „Excellenz"! Den Oberstallmeister und die Excellenz habe ich für die Dauer meines Urlaubes zuhause gelassen. Der Maler Eberhard, Herr Schabratzky, steht vor Ihnen, der Maler Eberhard, welcher auf einige Wochen nach Rom kam, um dort Studien zu machen.

Schabratzky. Ah, incognito? Ich verstehe, Herr ...

Eberhard (einfallend). *Excellent*, wollten Sie hoffentlich sagen?

Schabratzky. Zu befehlen, Herr ...

Eberhard. *Eberhard*, Herr Schabratzky, *Eberhard*! Merken Sie sich das für den Fall, dass wir uns noch einmal hier oder in Rom begegnen sollten. — Sie machen wohl eine Vergnügungsreise?

Schabratzky (melancholisch). Ja.

Eberhard. Und dabei so melancholisch?

Schabratzky. Ach, Ex ... Herr Eberhard, die alte Geschichte: keinen Schlaf und keinen Appetit!

Eberhard. Ach, wenn's weiter nichts ist ... Machen Sie es nur einmal wie ich: nehmen Sie anstatt Ihres französischen Kammerdieners einen Tornister, und setzen Sie sich anstatt in eine Hôtelequipage auf „Schusters Rappen"! Dann sollen Sie einmal sehen, wie Sie schlafen und essen werden, vom Trinken gar nicht zu reden!

Schabratzky. Ex ... (da ihm Eberhard humoristisch droht) Herr Eberhard, Sie haben vielleicht recht, aber (wehmüthig) bei meiner Körperfülle ...

Lohndiener (von vorn links, mit tiefer Verbeugung zu Schabratzky). Der Wagen ist vorgefahren, Eccellenza. (Mit dem Feldstuhl vorn links ab.)

Eberhard (zu Schabratzky). Eccellenza? Also Collegen?

Schabratzky (sehr verlegen). Ach, diese ... diese Lohndiener sind so ... so ... so dumm ... (Verbeugt sich, rasch vorn links ab.)

Eberhard (sieht ihm lachend nach).

5. Scene.

Eberhard. Elsriede. Gräfin (hinter der Scene).

Elfriede (mit Skizzenbuch und Feldstuhl, rasch von vorn links. Außer Athem). Ah, Herr Eberhard!

Eberhard. Comtesse ...

Gräfin (links hinter der Scene, ruft). Elfriede! Elfriede!

Elfriede (lebhaft). War nicht soeben Graf Birkenau hier?

Eberhard. Allerdings ...

Elfriede (zurücksprechend). Siehst Du, Mama ... Ja so, sie ist noch gar nicht da ... (Zu Eberhard.) Mama behauptete nämlich, ich hätte mich geirrt ... aber ich habe es ganz genau gesehen, vom Wagen aus ... er ist dort (zeigt nach rechts) hinausgegangen mit zwei Herren und einer Dame.

Eberhard. Und zwar mit einer sehr hübschen jungen Dame.

Elfriede (ärgerlich). Ach, das ist ja ganz einerlei, ob hübsch oder häſslich.

Gräfin (hinter der Scene, ruft). Elfriede! Elfriede!

Elfriede. Wenn Graf Birkenau nicht heute vormittag meiner Mama geschrieben hätte, er sei verhindert, den für heute hieher projectierten Ausflug zu machen, so ... so ... so ... (zu Eberhard, der sie lächelnd ansieht, heftig) warum lachen Sie?

Eberhard. Comtesse, ich ... ich ... ich lächle nur.

Elfriede (zornig). Sie sind ein schadenfroher, ganz herzloser Mensch!

Eberhard (mit komischem Entsetzen). Aber Comtesse!

Elfriede. Sie können Graf Birkenau nicht leiden ... Sie hassen ihn!

Eberhard (sehr ruhig). Pardon, Comtesse, von Hass kann nicht die Rede sein, da Graf Birkenau mir total gleichgiltig ist.

Elfriede. So? Sie hassen ihn nicht? Da verleumden Sie ihn wohl aus lauter Liebe stets bei Mama und bei mir?

Eberhard (sehr ruhig, aber bestimmt). Comtesse, verzeihen Sie, wenn ich mir erlaube, Sie zum zweitenmale zu corrigieren. Was ich Ihnen bisher nachtheiliges über den Grafen Birkenau mittheilte, das beruht alles auf Wahrheit, ist keine Verleumdung. Ich weiß aus bester, sicherster Quelle, dass der Graf schuldenhalber seinen Abschied als Lieutenant nehmen musste, sowie dass er noch immer bis über die Ohren tief in Schulden steckt und trotzdem täglich neue Verpflichtungen entriert. Dass er Sie, Comtesse, lediglich Ihres Vermögens wegen, um sich vor gänzlichem Ruin zu bewahren, heiraten möchte, das ist sonnenklar! Da nun aber leider Ihre Frau Mama und auch Sie, Comtesse, dem Grafen

Birkenau mehr Glauben schenken wie mir, so — warum sollte ich es leugnen — so . . . so lächelte ich jetzt eben, weil ich mich freue, dass er selbst Ihnen endlich einmal bewiesen hat, dass man ihm doch nicht so ganz unbedingt Glauben schenken darf, auch selbst dann nicht, wenn er versprach, mit Ihnen, Comtesse, einen Ausflug machen zu wollen.

6. Scene.

Vorige. Gräfin.

Gräfin (von vorn links, ein Buch in der Hand, sinkt erschöpft auf einen Stein). Ach, ich kann nicht mehr! (Fächelt sich mit dem Buch. Zu Elfriede, ärgerlich.) Warum bist Du so unvernünftig gelaufen?

Elfriede. Weil ich sehen wollte, ob Graf Birkenau . . . Ich habe mich nicht geirrt, Mama. Er ist hier! Herr Eberhard hat ihn auch gesehen!

Gräfin (herablassend). Ah, guten Tag, Herr Eberhard. Hätte ich geahnt, dass meine Tochter nur Sie hier finden würde, so wäre ich nicht so schrecklich gelaufen.

Eberhard (ironisch). Gnädigste Gräfin, ich fühle mich hoch geehrt durch Ihr Vertrauen. Ach, wenn doch nur die gnädigste Comtesse ebensosehr von meiner Harmlosigkeit überzeugt wäre!

Gräfin (Eberhard lorgnierend, scharf). Was soll das heißen?

Elfriede (mit ärgerlichen Seitenblicken auf Eberhard). Das soll heißen, Mama, dass dieser Herr soeben seinen lieben Nächsten bei mir anzuschwärzen, zu verleumden suchte, und dass ich daher ganz unmöglich von Herrn Eberhards Harmlosigkeit überzeugt sein kann. Das ist alles. — Jetzt will ich hier die Aussicht auf das Albanergebirge zeichnen, und zwar ganz allein, ohne meinen Herrn Zeichenlehrer, denn Montags habe ich keine Zeichenstunde!

Eberhard (verbeugt sich lächelnd).

Elfriede (dreht ihm ärgerlich den Rücken, geht nach hinten, setzt sich — Rücken gegen das Publicum — an eine der Fensteröffnungen und zeichnet).

Gräfin (grüßt Eberhard herablassend, setzt sich neben Elfriede — Rücken gegen das Publicum — und liest).

7. Scene.

Vorige. Richard (von vorn rechts).

Richard (zu Eberhard). Ich habe mein kleines Fernrohr im Thurm vergessen. Hoffentlich hat es nicht schon ein Campagnole gestohlen.

Eberhard. Ich werde Ihnen suchen helfen. (Geht mit Richard nach hinten rechts und grüßt im Vorbeigehen die Damen durch Hutabnehmen.)

Richard (halblaut). Ah, Sie kennen die Damen?

Eberhard (halblaut). Jawohl. Gräfin Werkenitz und Tochter . . .

Richard (halblaut, lebhaft). Wie, Gräfin Werkenitz? Bitte, stellen Sie mich vor. Ich habe mit dem Grafen Hans, dem Sohn der Gräfin, zusammen in Leipzig studiert. Wir waren Corpsbrüder . . .

Eberhard. Gestatten die Damen, dass ich Ihnen einen Universitätsfreund des Grafen Hans vorstelle. Herr Doctor Bort . . .

Gräfin. Doctor Bort? Ah, ich freue mich sehr, ganz außerordentlich, Sie endlich kennen zu lernen! Mein Sohn hat mir so viel von Ihnen erzählt ... er hat Sie sehr lieb ... seit Jahren schon hatte ich immer gewünscht, Sie kennen zu lernen ... Es ist wirklich sehr unrecht von Ihnen, dass Sie trotz meiner wiederholten, dringenden Einladungen uns nie auf Schloss Werkenitz besuchten!

Richard. Ich wäre selbstverständlich mit Freuden gekommen, gnädigste Gräfin ... Aber während der Universitätsferien besuchte ich stets meine alte Mutter, und diese ließ mich nie wieder früher von sich, als bis die Ferien vorüber waren.

Elfriede. Gestern hatten wir einen Brief von meinem Bruder, worin er uns mittheilt, Sie hätten vor einiger Zeit ein Pistolenduell gehabt.

Richard (auf Eberhard zeigend, verlegen). Comtesse, ich bitte ... (Bemüht sich während des Folgenden vergeblich, Elfriede zu unterbrechen).

Elfriede (einfallend, eifrig). O, ich weiß, ich weiß, dass das ein Geheimnis ist! Sie können ganz ruhig sein, ich werde es nie verrathen! Mein Bruder hat uns ja ausdrücklich geschrieben: „Unter dem Siegel der Verschwiegenheit“ — „Verschwiegenheit“ zweimal dick unterstrichen — „theile ich Euch mit, dass Doctor Bort in Innsbruck ein Pistolenduell mit dem Herausgeber der Nordischen Revue, Doctor Graber, hatte, wobei dieser leicht an der rechten Schulter verwundet wurde.“

Gräfin (auf Eberhard zeigend). Aber, Elfriede! Nun hast Du ja doch alles ausgeplaudert!

Elfriede (zu Richard). Ah pardon! pardon! Ich hatte ganz vergessen, dass Herr Eberhard hier ist!

Eberhard. Beruhigen Sie sich nur, Herr Doctor. Ebensowenig wie ich für die gnädigste Comtesse existiere, existiert für mich der Welt gegenüber Ihr Duell. Aber da ich nun doch einmal nolens volens zum Mitwisser Ihres Geheimnisses wurde, so wüsste ich auch gerne, warum Sie sich mit Doctor Graber schossen.

Richard. Ich schrieb ihm einen nicht gerade besonders liebenswürdigen Brief eines Aufsatzes wegen, der in seiner Nordischen Revue vor einigen Monaten erschien ...

Gräfin (einfallend, lebhaft). Doch nicht etwa der Aufsatz „Hofschranzenthum“, worin die Verhältnisse am Hofe des Herzogs Egon Kurt und speciell des Herzogs Jugendfreund und Oberstallmeister, Graf Skalden, in so gehässiger Weise geschildert wurden?

Richard. Zu befehlen, gnädigste Gräfin. Dieser Aufsatz war die Veranlassung des Duells. Ich kenne weder den Herzog Egon Kurt noch dessen Oberstallmeister persönlich, kann also gar nicht beurtheilen, was wahr, was übertrieben oder gar erlogen ist in diesem Pamphlet. Ich hätte mich auch weiter gar nicht darum gekümmert, wenn nicht der Aufsatz wenige Tage nach der Nachricht vom Tode des Grafen Skalden erschienen wäre, direct an diesen Todesfall anknüpfend. Ich schrieb sofort dem Doctor Graber, ich fände es empörend, nichtswürdig, dass er über einen Todten, noch dazu erst vor wenigen Tagen Verstorbenen in seiner

Revue elende, gemeine Witze machen ließe, und kündigte ihm die Mitarbeiterschaft. Seine Antwort war eine Herausforderung. Wir trafen uns in Innsbruck . . .

Eberhard. Als Sie sich schossen, wussten Sie schon, dass Graf Skalden lebe, dass die Zeitungsnachricht über seinen bei Besteigung des Matterhorns erfolgten Tod eine falsche gewesen war?

Richard. Gewiss. Aber das änderte doch an der empörenden Thatsache nichts, dass über einen Todten gehässige, frivole Witze und Glossen gemacht worden waren, denn für Doctor Graber war Graf Skalden todt, als das Pamphlet erschien! Die Todesnachricht wurde erst acht Tage später widerrufen.

Gräfin. Hat Doctor Graber selbst den Aufsatz geschrieben?

Richard. Nein. Wer der Verfasser ist, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, weil Doctor Graber sein Ehrenwort gegeben hatte, ihn nicht zu verrathen. Doch jetzt bitte ich, mich gütigst zu entlassen, gnädigste Gräfin. Ich muss mein Fernrohr suchen, welches ich im Thurme liegen ließ (Grüßt die Damen, hinten rechts ab.)

Eberhard (zu Elfriede, welche wieder zeichnet). Comtesse, darf ich sehen, was Sie gezeichnet haben?

Elfriede (schnippisch). Nein. Montags habe ich keine Zeichenstunde, Herr Eberhard.

Eberhard (komisch seufzend). Ach, und ich habe Montags kein Glück!

Elfriede (ärgerlich). Müssen Sie denn auch immer das letzte Wort behalten?

Eberhard (den Hut tief abnehmend, mit komischem Pathos). Zu befehlen, Comtesse! (Rasch ab hinten rechts.)

Elfriede (zuckt ärgerlich die Achseln und zeichnet weiter).

Gräfin (liest).

8. Scene.

Gräfin, Elfriede (sitzen hinten). **Baron, Irma** und **Paul** (von vorn rechts).

Baron und **Irma** (gehen nach hinten rechts gleich wieder ab).

Paul (bemerkt die Damen, geht auf sie zu und grüßt).

Gräfin und **Elfriede** (thun, als ob sie ihn nicht bemerkten).

Paul (nochmals grüßend). Gnädigste Gräfin . . .

Gräfin (kalt). Ah, Sie hier? (Liest weiter.)

Paul. Comtesse . . .

Elfriede (kalt). Sie hier? Welche eigenthümliche Überraschung! (Zeichnet weiter.)

Paul. Ich höre und sehe zu meinem lebhaften Bedauern, dass die Damen unangenehm überrascht sind, mich trotz meiner Absage in anderer Gesellschaft hier zu finden. Gestatten Sie, dass ich zu meiner Rechtfertigung, zu meiner Entschuldigung . . .

Gräfin (kalt). O, das ist ja gar nicht nöthig, Herr Graf.

Elfriede (boshaft). Wenn Sie Gesellschaft fanden, in welcher Sie sich besser unterhalten als mit uns, so können wir uns ja nur mit Ihnen von ganzem Herzen darüber freuen.

Gräfin. Halten Sie sich nur ja nicht zu lange hier bei uns auf. Man vermisst Sie jedenfalls schon schmerzlich.

Paul. Es thut mir wirklich sehr leid, dass die Damen sich augenblicklich in so überaus erregter Stimmung befinden ...

Elfriede (spitz). Wir erregt? O nein! Im Gegentheil, gelangweilt!

Paul. Ich hoffe morgen Gelegenheit zur Entschuldigung zu finden. (Grüßt. Im Abgehen beiseite.) Scheinen wirklich sehr piquiert zu sein. Na, tröste mich. Baronesse Tarneck ist jedenfalls noch dreimal reicher, und eine von beiden kann ich ja doch nur heiraten. (Hinten rechts ab.)

9. Scene.

Gräfin, Elfriede (sitzen hinten). **Eberhard** (von hinten rechts, geht nach dem Eingang vorn links). **Schabratzky** (von vorn links).

Schabratzky (Haare und Anzug derangiert. Weste halb aufgeknöpft, Cravatte verschoben, ohne Ringe, Uhrkette, Cravattennadel und Stock. Seinen zerdrückten Hut in der Hand. Trocknet sich mit dem Taschentuch die Stirn. Ganz außer Athem, sinkt erschöpft vorn links, dicht am Eingang, auf einen Stein).

Eberhard. Herr Schabratzky?! Wie sehen Sie aus?

Schabratzky (nach Luft schnappend). Aus ... ge ... raubt!

Eberhard. Ah nicht möglich!

Schabratzky. O ... der ... in ... fa ... me ... Kut ... scher!

Eberhard. Wie? Der Kutscher hat Sie ausgeraubt?

Schabratzky. Nein ... der ... ist ... ausgerissen!

Eberhard. Ausgerissen?

Schabratzky (kommt allmählich wieder zu Athem). Ich war etwa zweihundert Schritt weit gefahren, da hält plötzlich mein Wagen an. Vier Räuber mit gezückten Dolchen zwingen mich auszusteigen. Kaum bin ich unten, da haut der Kutscher — o dieser infame Kerl! — auf die Pferde ein und saust in der Carrière mit Charles und dem Lohndiener davon. Ich werde nun in aller Gemüthsruhe von den Herren Räubern ausgeplündert. Sie wünschen mir sodann eine glückliche Reise ...

Eberhard. Welcher Wunsch in Erfüllung gieng ...

Schabratzky (kläglich). Ja, glücklich war meine Reise hieher schon, aber schrecklich heiß! (Trocknet die Stirn.)

Eberhard. Ich bedauere Sie wirklich aufrichtig.

Schabratzky. Ach, das läſst sich ja alles verschmerzen und ersetzen ... Wenn ich jetzt nur nicht zufuß nach Rom zurückkehren müsste!

Eberhard. O, Rom ist ja gar nicht so sehr weit von hier! Ich gehe mit Ihnen. Ein kleiner Fußmarsch ist sehr gesund für Sie. — Übrigens, wenn es Ihnen doch gar zu unangenehm sein sollte, da könnten Sie ja in einem der beiden Wagen fahren, die hier unten am Fuße des Hügels halten. Baron Tarneck, für den Sie ja auch arbeiten, wird Sie gewiss gerne mitnehmen.

Schabratzky. Baron Tarneck? O, der wird sich hüten, mich mitzunehmen!

Eberhard. Warum?

Schabratzky. Weil ich mit ihm brouilliert bin. Seit einiger Zeit ignoriere ich seine Bestellungen ...

Eberhard. Und weshalb?

Schabratzky. Nun, weil ... weil er mich seit Jahren nicht bezahlt hat.

Eberhard. Merkwürdig, dass oft gerade die reichsten Leute die schlechtesten Zahler sind. — Nun, da bleibt Ihnen also wohl nichts anderes übrig, als mit mir zufuß nach Rom zurückzukehren, denn (auf die Damen zeigend) die Damen haben keinen Platz übrig in ihrem kleinen Korbwagen. Ruhen Sie sich hier nur noch etwas aus. Ich schneide Ihnen unterdessen einen tüchtigen Spazierstock. (Vorn rechts ab.)

10. Scene.

Gräfin. Elfriede. Schabratzky. Baron, dann **zwei Campagnolen,** zuletzt **Richard.**

Schabratzky (sieht in den Eingang vorn links, springt erschrocken auf. Halblaut). Himmel! Da kommen zwei von meinen Räubern! (Versteckt sich vorn rechts hinter einem Mauervorsprung.)

Baron (von hinten rechts, geht nach dem Eingang vorn links. Prallt erschrocken zurück. Halblaut). Alle Wetter! Räuber! (Läuft dahin, wo Schabratzky versteckt ist, und prallt, da er ihn erblickt, erschrocken zurück.)

Schabratzky (den Baron mit beiden Händen festhaltend, halblaut). Bleiben Sie, bleiben Sie, Herr Baron! Beschützen Sie mich! Ich werde wieder für Sie arbeiten! (Zieht den Baron in sein Versteck.)

(Kleine Pause. Dann:)

Zwei Campagnolen (langsam, vorsichtig von vorn links hereinschleichend. Wild aussehende Gesellen im Costüm der Campagnahirten, mit Dolchen. Sie schleichen auf die Damen zu. Als sie nur noch wenige Schritte von denselben entfernt sind, erscheint)

Richard (hinten rechts oben auf der Treppe und hält ihnen sein Fernrohr wie eine Pistole entgegen).

Die Campagnolen (entfliehen nach vorn links).

Baron (kommt, sich vorsichtig umsehend, aus seinem Versteck heraus, erhebt dann drohend seinen Spazierstock gegen den Eingang vorn links und schreit). Infames Gesindel!!

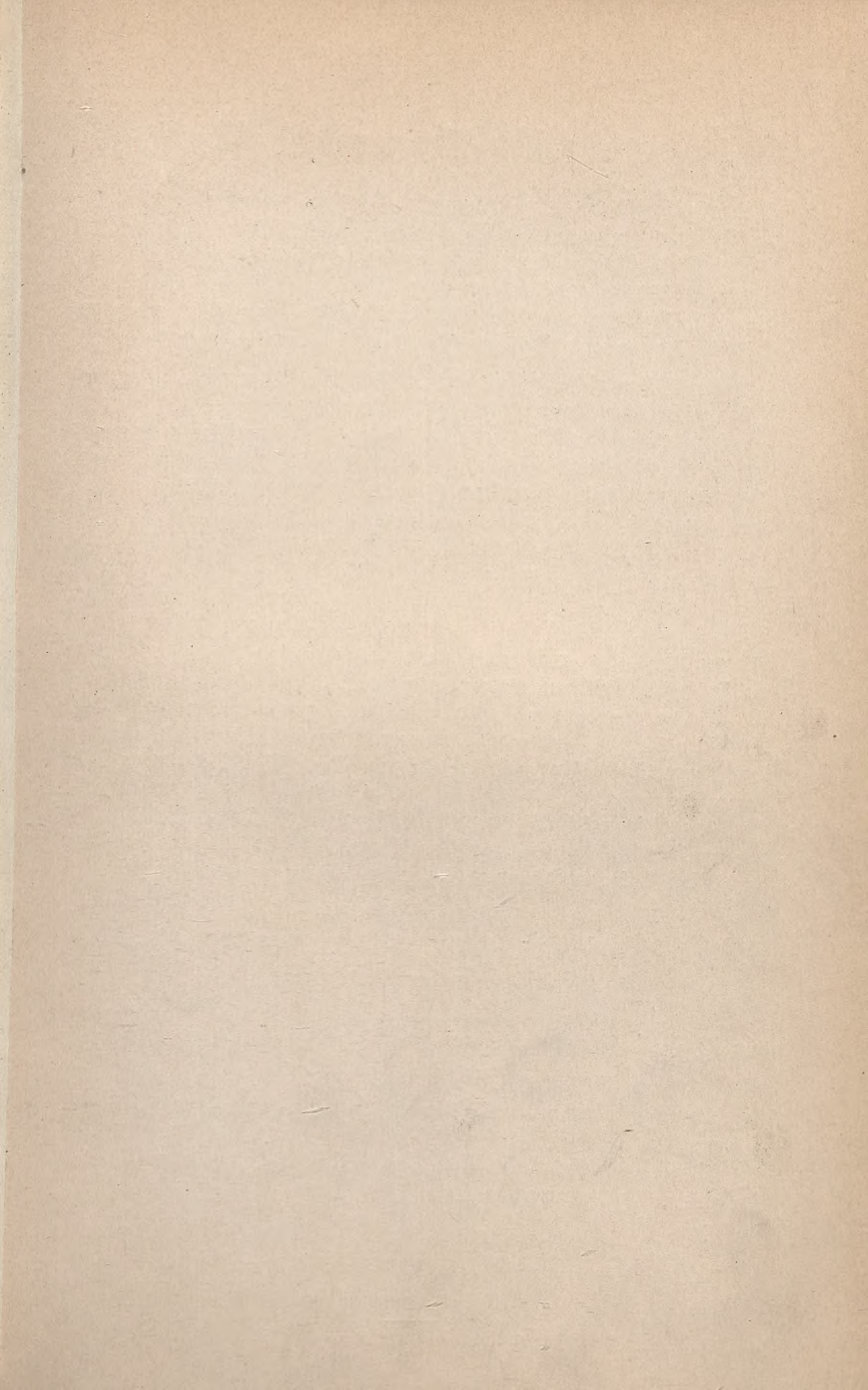
Gräfin und Elfriede (springen schreiend auf).

Baron. Erschrecken Sie nicht, meine Damen! Sie sind gerettet! Ich habe die Räuber verjagt! (Hut abnehmend, mit Applomb.) Mein Name ist: Freiherr Arthur von Tarneck auf Schloss Párad!

(Der Vorhang fällt.)

Berichtigung. Im vorigen Hefte (4, 5) ist zu lesen: Seite 285, Zeile 12 von oben Todes-Tücke statt Todes-Juden. Seite 285, Zeile 28 von oben nur statt und.

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle" bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue,** ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue,** Wien, XVIII. Wildenmanngasse 6, entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 9 fl. 60 kr.; halbjährig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 **Mark** = 20 **Francs**; halbjährig 8 **Mark** = 10 **Francs**; vierteljährig 4 **Mark** = 5 **Francs**.

Für das übrige Ausland:

ganzjährig 25 **Francs** = 20 **Schilling**; halbjährig 13 **Francs** = 10 **Schilling** 4 **Pence**.

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland 2 **Mark** = 2·50 **Francs**.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.